

Volks-Tribüne.

Social-Politisches Wochenblatt.

Die „Berliner Volks-Tribüne“ erscheint jeden Sonnabend früh. — Abonnements-Preis für Berlin monatlich 50 Pfg. pränumerando (frei ins Haus). — Einzelne Nummer 15 Pfg. Durch jede Post-Anstalt des Deutschen Reiches zu beziehen. (Preis vierteljährlich 1 Mt. 50 Pfg.; eingetragen unter Nr. 850 der Zeitungspreislifte für das Jahr 1888.)

Redaktion und Expedition:
S. O. (26). Oranien-Strasse 23.

Inserate werden die 4 spaltige Petit-Zeile oder deren Raum mit 20 Pfg. berechnet. — Vereins-Anzeigen: 15 Pfg. Arbeitsmarkt: 10 Pfg. — Inseraten-Aannahme in der Expedition: Oranien-Strasse 23.

Ausgabe für Expediteur:
„Merkur“ Zimmer-Strasse 54.

Nr. 31.

Sonnabend, den 4. August 1888.

II. Jahrgang.

Zur Reichstagsersatzwahl in Berlin. — Kann und wird es einmal besser werden? — Die Lohnbewegung der Berliner Maurer und ihre Gegner. — Sind Lohnkommissionen Vereine? — Quittungsbuch und Arbeitsbuch. — Arbeitshäuser für Arbeiterinvaliden?

Gedicht. — Novelle. — Humoreske. — Jean Meslier, ein Vorläufer des Sozialismus. — Stadt und Land.

Politische Nachrichten. — Gewerkschaftliches. — Kleine Mittheilungen. — Vereine und Versammlungen.

Zur Reichstags-Ersatzwahl im 6. Berliner Wahlkreise.

Alle Wähler des 6. Berliner Reichstagswahlkreises — umfassend die Stadtbezirke 218 bis 278, 285 bis 326 und vom Stadtbezirk 282 Alexanderufer, Friedrich Karl Ufer und Invalidenstr. 80 bis 83* — machen wir darauf aufmerksam, daß

von Donnerstag, den 2. August ab die Wählerlisten in dem Wahlbureau, Königstraße 7, Hof rechts 3 Treppen und gleichzeitig in der Turnhalle der 67. Gemeindefchule, **Adlerstraße 28a**, ausliegen, und zwar an den Wochentagen von **Wormittags 9 Uhr bis Nachmittags 3 Uhr**, am **Sonntage von Wormittags 11 Uhr bis Nachmittags 4 Uhr**, jedoch

nur acht Tage lang. Wir machen hierbei besonders darauf aufmerksam, daß ein Jeder, der die Listen für unrichtig oder unvollständig hält, dies innerhalb acht Tagen nach dem Beginn der Auslegung derselben, also

spätestens am 9. August d. J., beim Magistrat schriftlich anzeigen oder in den vorherbezeichneten Lokalen vor den dazu ernannten Kommissarien zu Protokoll geben kann, die Beweismittel für seine Behauptungen aber, soweit dieselben nicht auf Notorietät beruhen, beibringen muß.

Zur Begründung der beantragten Nachtragung in die Wählerliste ist entweder der Miethskontakt, die letzte Miethssteuerquittung oder die polizeilich bescheinigte Anmeldung für die angegebene Wohnung vorzulegen.

Hierbei wird vom Magistrat bemerkt, daß die Aufstellung der Wählerlisten nach dem Wohnungsstande vom 20. Juni cr. erfolgt ist und daß die seitdem verstorbenen Wähler ihr Wahlrecht nur in denjenigen Wahlbezirken ausüben können, in welchen sie bis zum 20. Juni d. J. gewohnt haben.

Beräume Reiner, dem die Ausübung seines wichtigsten politischen Rechtes am Herzen liegt, die Listen einzusehen. Wahlberechtigt ist jeder Deutsche, der das 25. Lebensjahr erreicht hat und keine Armenunterstützung bezieht.

Kann es und wird es einmal besser werden?

Wir leben in einer Zeit der unglaublichen Widersprüche, wie sie niemals vorher irgendwo bestanden haben.

Die Werkzeuge, Maschinen und sonstigen Hülfsmittel, welche die menschliche Arbeitskraft verhundertfältigen, ja, welche den Menschen beinahe ganz von der bloßen physischen Arbeit befreien könnten, welche ihn aus der elenden Lage bringen könnten, noch länger Lastthier zu sein, machen aus ihm einen Hungerleider, erniedrigen ihn zum freiwilligen Sklaven. Während durch das Genie der Menschen der Natur unermessliche Schätze abgerungen werden und die Erfindungen und Erzeugnisse auf allen Gebieten mit Blitzesschnelle in die entferntesten Erdtheile mitgetheilt werden können, steigt das Elend in erschrecklicher Weise, verkümmert die Masse des Volkes körperlich und geistig und die Anteilnahme desselben an jenen Schätzen wird so unmöglich unter den herrschenden Verhältnissen, wie das Erreichen des Sternengeldes über uns, dessen Pracht uns entzückt.

Betrachtet die Unglücklichen, welche für einen larmgen Lohn wie Galeerensklaven arbeiten und ihr ganzes Leben abwechselnd in den staub- und dunstgefüllten Arbeitsräumen und engen, ungesunden Miethskloakernen zubringen. Selbst und engen, ungesunden Miethskloakernen zubringen. Selbst zu Maschinen geworden, denken sie nicht mehr; ihre Kraft ist erschöpft, ihre Herzen sind verhärtet, ihr Geist verstimmt. Die Sonne scheint nicht für sie; für sie glänzt das Grün

der Bäume nicht. Sklaven zu jeder Zeit, wissen sie nichts von Freundschaft, von Liebe, von edlem Streben; die Genüsse der materiellen und sittlichen Welt sind ihnen unbekannt.

Nichtet eure Augen auf den kleinen Handwerker, der sich wegen seines bescheiden Besizes und Einkommens brutal gegen die duldbenen Arbeiter verhält, und der dabei ganz vergißt, daß ihm unterdessen die „Großen“ das Zell ruhig über die Ohren ziehen.

Betrachtet den häßlichen Kampf, in dem der Vorthiel des Einen der Untergang des Anderen ist; den ehelosen Krieg der Konkurrenz, der von Lüge, Betrug und Bankrott lebt. Alles ist Abgunst, Haß und Zwist; nichts ist da harmonisch in Uebereinstimmung; Alles ist im Widerspruch mit den einfachsten Gesetzen von Natur, Vernunft und Menschlichkeit, nichts ist des Menschen würdig.

Und wie wenig bedarfs, um aus der Erde ein Paradies zu schaffen!

Nichtet die Produktion in Landwirtschaft und Industrie, die Vertheilung der Produkte — heute vom „prellenden“ Handel befordert — nach den Gesetzen der Gemeinlichkeit ein, befreit die Arbeit von dem schweren Tribut an das Kapital, macht sie zur Erholung statt zur Qual — und sehr bald wird der Friede, die Liebe, der Ueberfluß herrschen!

Liegt es in der Natur des Menschen, schlecht zu sein? Gewiß nicht! Alle edlen Menschenfreunde, alle großen Dichter sagen uns, daß der Mensch von Natur gut sei, daß nur die Verhältnisse das Gegentheil erzeugen. Das Elend ist die Quelle der meisten gesellschaftlichen Uebel.

Und wir verzweifeln nicht daran, daß das Volk sich früher oder später emporrafft. Das Gute im Menschen kann wohl beim Einzelnen, aber nicht bei einem ganzen Volke erstirbt werden. Das Bestreben so vieler, hart arbeitender und kümmerlich lebender Menschen, ihr armseliges „Heim“ mit Blumen und Bildern zu schmücken, die Beweise von Muth und Selbstaufopferung, von so vielen Arbeitern geliefert, zeigen, wie tief das Schönheitsgefühl, wie tief die Rechtschaffenheit in ihrem Herzen wurzelt, heute schon tief genug, um dem ertödtenden Einfluß der Existenzunsicherheit, des Mangels und der übermäßigen Arbeit zu widerstehen.

Nein, verzweifeln wir nicht an der Errettung des Volkes aus dem Sumpf, in dem es heute steckt. Streben wir und alle, die noch die nötige Energie und Ausdauer besitzen, darnach, daß das Volk aufhöre, Sklave des Elends und der Zwangsarbeit zu sein, und sehr bald wird man das Schöne und Gute sich entwickeln sehen, welches tief im Herzen jedes Menschen schlummert.

Wenn alle die Grenzsteine und Zäune, welche heute den Boden in kleine, ganz ungenügende Felder theilen, alle die elenden Holzhütten, in denen der Landmann heute haust, entfernt sind; wenn für jede Gemeinde aus allen diesen Feldern eine schöne, große Fläche hergestellt ist, unterbrochen von schattigen Büschen und klaren Kanälen; wenn die Dörfer aus allen den Anforderungen von Gesundheit entsprechenden Häusern bestehen; wenn überall die Mittel der Großproduktion zur Anwendung kommen und der Ertrag derselben ungeschmälert den Erzeugern gehört — dann werden die Landbebauer, statt mit gebogenem Rücken und sorgenvoller Stirn hinter ihrem primitiven Pflug einherzuschwanken, mit erhobenem Haupte die Thätigkeit des eisernen Freundes lenken, der für sie pflügt, säet und mäht.

Wenn die düsteren, unfreundlichen Arbeitsplätze der Industrie in ihr Gegentheil umgewandelt sind; wenn das noch düsterere System beseitigt ist, dem sie dienen und welches den Menschen niedriger stellt, wie die Maschine; wenn die Arbeiter nur den „Berksatordnungen“ folgen, die sie sich selbst gegeben, und den Anweisungen Derer, die sie sich selbst gewählt; wenn die Arbeitszeit auf das zur Produktion nothwendige Maß beschränkt ist, jeder arbeitsfähige Mensch an derselben theilnimmt und die Garantie einer sorgenfreien, angenehmen Existenz hat —

dann wird die Erde sehr bald mit Menschen bevölkert sein, ihres Wertes und ihrer Würde bewußt.

Aber freilich, so etwas haben wir von unseren heut herrschenden Parteien nicht zu erwarten!

Heute herrscht der Kampf Aller gegen Alle und keine bürgerliche Partei kann ihn beseitigen.

Gegen diese Ungeheuerlichkeiten erhebt sich der Sozialismus. Er weist nach, daß jeder arbeitende Mensch mehr erzeugen kann als er braucht, und daß somit für Niemand Mangel und Elend vorhanden ist, wenn Alle arbeiten und der Ertrag der Arbeit gerecht vertheilt wird — daß keine „Krisen“ zu entstehen brauchen, indem zu viel produziert wird — was bei geregelter Produktion überhaupt unmöglich ist —, und daß somit auch die Unsicherheit der Existenz, die Qual, welche der Gedanke an das Morgen erzeugt, fortfallen, welche den Menschen entweder zum willenlosen Dummer machen, der sich geduldig zur Schlachtbank führen läßt, oder zum rücksichtslosen Egoisten, welcher aller Menschlichkeit Hohn spricht.

Der Sozialismus weist nach, daß die Erde ein Paradies für die Menschen sein kann — und darum streben wir, die seine Lehren begriffen haben, danach, daß sie es werde.

Sache aller Arbeiter aber ist es, unermüdet für die Ausbreitung und Vertiefung dieser Anschauungen Sorge zu tragen. Besonders die beginnende Wohlthat ist unablässig in dieser Richtung anzuhängen!

Darum keine Schläftheit und keine stumpfsinnige Ruhe — alles, was die Besserung unserer Zustände auf die Fahne geschrieben hat, wirke mit uns zusammen in der Aufrüttelung und Aufklärung der Massen!

Die Lohnbewegung der Berliner Bauhandwerker und ihre Gegner.

Es giebt viel mehr Dummköpfe als Bösewichte. Der Satz ist unumstößlich richtig.

Wenn man auch zuweilen gegenüber Worten und Handlungen mancher Personen kaum glauben kann, daß es eine solche große Dummheit gebe, daß man also an ausgeflügelte Lüge zu glauben geneigt ist, es giebt eine Art geistiger Beschränktheit, die auch das Unglaublickste in Dummheiten zu leisten vermag. Dem kundigen Thebaner hat außerdem die echte und wahre Dummheit so untrügliche Kennzeichen, daß er sich nicht leicht täuschen läßt. Wahre Dummheit ist nicht zu erheucheln, sie trägt einen unnahabmbaren Stempel an sich.

Dabei ist freilich nicht ausgeschlossen, daß auch eine gute Portion Bosheit mit der Dummheit oft unterläuft.

Diese Betrachtungen müssen sich einem jeden Leser der Auslassungen der „Baugewerkszeitung“ aufdrängen, die sie über die Lohnbewegung der Berliner Maurer in einer ihrer letzten Nummern zum Besten giebt. (Baugewerksztg. Nr. 60, 25. 7. 88).

Nach dem Ausstande der Maurer im Jahre 1885, der nur deshalb so schwer wurde, weil dasselbe Blatt im Frühjahr des Jahres 1885 die Unternehmer aufhegte, die schon den Maurern bewilligte Lohnerhöhung von 40 auf 45 Pfennige Stundenlohn wieder rückgängig zu machen, war in Berlin fast allgemein ein Stundenlohn für die Maurer von 50 Pfennigen erreicht, der unter den Berliner Verhältnissen als angemessen und durchaus zum Unterhalt einer Familie als nothwendig bezeichnet werden muß. Man muß dabei nämlich in Betracht ziehen, daß die Bauhandwerker nur etwa 2000 Stunden jährlich Arbeit haben, daß 50 Pfennige Stundenlohn also höchstens einen Jahresverdienst von 1000 Mark darstellen, was den Miethspreisen und den sonstigen Berliner Lebensverhältnissen gegenüber ein geringer oder mindestens sehr mäßiger Verdienst ist.

Durch diesen Lohnkampf, der von den Gegnern der Innung in ganz ungerechtfertigter und unmöglicher Weise angezettelt wurde, war die Innung vollständig außer Band gegangen. Sie hatte zum Streit wohl schüren können, war aber nicht fähig gewesen, diesen Streit auch zu leiten.

Man erinnert sich wohl noch, wie verrufene Unternehmer, ehemalige Weibierwirthe, die jetzt in Bausppekulation machen, sich der Führung bemächtigt, wie die anständigeren Meister den Streikversammlungen der Innungsheger ganz fern blieben, wie die Berliner Unternehmerrschaft ganz zersahren und leitunglos zuletzt den mißglückten Versuch machte, sich durch Gründung eines neuen Unternehmerverbandes wieder zu organisiren.

Dieser letztere Versuch mißglückte, weil er mit einer ganz merkwürdigen Unkenntniß der bestehenden Verhältnisse gemacht wurde, er gab aber der Innung, die, wenn dieser Versuch etwas geschickter unternommen worden wäre, wohl gänzlich hätte verschwinden müssen, Zeit, sich wieder etwas zusammen zu fügen, ihre verstreuten Gebeine wieder aufzulesen und — sich unter den schützenden Flügel ihrer Nährmutter, der Polizei, zu flüchten. Petitionen, Deputationen, Denunziationen wurden in Bewegung gesetzt, die Polizei hatte Mitleid und leitete die Geschichte wieder einigermaßen zusammen. Streikerlaß, Verschärfung des Belagerungszustandes, Ausweisungen brachten die Innung wieder etwas auf die Beine. Die Bewegung der Maurer wurde zwei Jahre lang vollkommen unterdrückt.

Da schloß aber der Innungsübermuth wieder in's Kraut. Nicht nur daß man auf den Bauten die Arbeitszeit in's Unendliche verlängerte, Nachtarbeit einführte, die Akkordarbeit den Maurern aufzwang und dabei heuchlerisch über die vielen Unglücksfälle klagte, die durch das Ueberhasteten der Bauten erzeugt wurden, daß man die Lohndrückerei mit Nachdruck zu betreiben begann, — das hätte man Alles ohne Behinderung durch die hohen Behörden ruhig thun können — nein, der Uebermuth verleitete die Heger auch gegen die Polizei, von deren Gnade sie vollständig abhängen, die Hände zu erheben. Sie begannen wider den Stachel zu löden und „ulkten“ gegen die Berliner Baupolizeiordnung an.

Siehe da, da erhielten die Maurer plötzlich wieder „Versammlungsfreiheit“. Sie kamen zusammen, sahen was geschehen war, und beschloßen, Aenderung zu schaffen.

Anfangs waren die Innungsheger ganz verblüfft über diesen Zug der Polizei, sie stammelten etwas von einem Recht der Maurer auf auskömmlichen Lohn, erkannten in der Verwirrung sogar an, daß 50 Pfennige ganz angemessen wären. Nun kam aber Versammlung der Maurer auf Versammlung und keine wurde anfangs verboten, keine wurde aufgelöst. Die Kolonne schloß wieder zusammen, nahm Fühlung. Die auf Bitten der Innung ausgewiesenen Führer wurden gar nicht vermisst.

Die Sache ging weiter. Die Maurer beschloßen, das im harten Kampf im Jahre 1885 Errungene, den zehnstündigen Arbeitstag, die 50 Pfennige Stundenlohn zu behaupten und den Unternehmern gegenüber, die sich durch Arbeiterausbeutung, welche über diese Grenze geht, einen nicht zu rechtfertigenden höheren Verdienst erwerben wollen, einen Damm entgegen zu setzen.

Jetzt wurde den Innungshegern doch bange. Was soll aus der Innung werden, wenn sie den Mitgliedern nicht unge störte Lohndrückereien und Ueberstunden nach Willkür gewährt?

Die Lehrlingsausbeutung spielt im Baugewerbe, besonders in Berlin, eine so untergeordnete Rolle, daß man damit keinen „Meister“ einfangen kann. Es ist unmöglich, einen Bau mit Lehrlingen hoch zu treiben. Man spart am Lehrling höchstens einen Laufburschen oder einen Ziehhund, das spricht im Bauwesen nicht mit, nicht einmal zum Kinderwarten oder als Kochgehilfe ist ein Maurer- oder Zimmerlehrling in der Praxis zu gebrauchen, da sind die „Meister“ zu vornehm dazu. Den Lehrling in das Kostüm einer drallen Spreewälderin zu stecken, darauf ist man noch nicht gekommen.

Also allein die Aussicht auf Vergewaltigung der Gesellen hält die Bau-Innungen zusammen. Wenn das in Berlin nicht mehr geht, wenn die Bauhandwerker wieder der Vergewaltigung mit Entschiedenheit entgentreten, dann geht die Innung ohne Zweifel wieder aus dem Leim. Daher der Schmerz der „Baugewerkszeitung“.

Was thun? Wenn die Polizei nicht hilft, so ist 100 gegen 1 zu wetten, die Maurer setzen ihre Forderungen durch, denn sie sind unwidersprechlich gerecht und angemessen.

Die Meister können nicht sagen, sie wären auf die Forderung nicht vorbereitet. Die Maurer verlangen nur, was ihnen nach den Kämpfen im Jahre 1885 allseitig bewilligt ist und was die Unternehmer ihren Anschlägen und Kontrakten zu Grunde gelegt haben.

Ihr Organ hat selbst gewettert und gesucht gegen die, im Zünftlerdeutsch zu reden, „ungerechtfertigte Ueber-eilung der Bauten“, wodurch Unglücksfälle entstehen. Es hat auf das vergossene Arbeiterblut hingewiesen. Nun, wodurch werden Bauten so schnell hoch getrieben? Doch nur durch Ueberstundenarbeit, durch Nachtarbeit, durch Sonntagsarbeit. Gut, das wollen die Maurer abschaffen. Das Zünftlerorgan hat, wie schon gesagt, auch zugestanden, daß 50 Pfennige Stundenlohn für Berlin angemessen sind.

Was nun thun? Wohin sich retten?!

O, nichts leichter als diese Frage beantworten. Sich schnell wieder unter den Fittich der Polizei verfliehen, die wird mit starkem Schnabelstieb dann schon den Feind wieder abwehren!

So beginnt also die „Baugewerkszeitung“ zuerst mit dem Denunziren. Aber wie? Natürlich dumm! das ist selbstredend. Die Berliner Maurer, geschult und gewicht durch harte Erfahrungen, handeln selbstbewußt, lassen sich

aber keine Ungefehllichkeit zu schulden kommen. Sie beschließen nicht nur, mit allen „gesetzlichen“ Mitteln zu handeln, sondern sie treten auch in Wirklichkeit keinen Zoll breit aus der Gefeslichkeit heraus.

Aber denunzirt muß doch werden. In einem Satz, der konfus und krauser nicht gedacht werden kann, in welchem sich Dummheit und Denunzationswuth verbindet, die erstere aber echt und unverfälscht zu Tage tritt, wird zu beweisen gesucht, daß das Verhängen einer „Bauperrre“ ungesetlich ist. Dazu wird folgende Erklärung benützt:

Bauperrren verhängen heißt nichts anderes, als die gesperrten Bauten einstellen und zuspreekende Gesellen von der Arbeit abhalten.

Bitte, das ist wissenschaftliche Unwahrheit. Bauperrren verhängen heißt weiter nichts als sagen: auf dem und dem Bau nimmt kein ehrliebender und zielbewußter Geselle Arbeit, bis unsere Forderungen bewilligt sind. Die etwa aufgestellten Posten theilen dem Zuspreekenden höchstens die Thatsache mit, daß dies der gesperrte Bau ist, und rathen ihm ab, dort hinzugehen. Mag der „Arbeitsliebende“ hingehen, wenn er will, es finden sich in der Regel aber nicht viele. Die Gesellen ziehen es vor, ehrliebend zu sein, nicht „arbeitsliebend“ im Sinne der Zünftler.

Sogar der Beschluß einer Bauperrre sei schon ungesetlich, behauptet die „Baugewerkszeitung“. Der Beweis würde ihr sehr schwer werden, desto leichter möchte aber der Beweis zu erbringen sein, daß Innungsbeschlüsse, die bei Konventionalstrafen verbieten, auf schwarze Listen gesetzte Arbeiter zu beschäftigen, strafbar und ungesetlich sind.

Das bildet jedoch nur den schwachen Versuch einer ungeschickten Denunziation, die Hauptdummheit kommt. Sie ist so groß, daß wir sie im Wortlaut unsern Lesern geben müssen, denn sie ist nicht zerstückelbar, ohne zu leiden. Die „Baugewerksztg.“ sagt über eine Maurerversammlung:

Lehrreich waren auch die Ausführungen des einen Referenten. Es sei jetzt eine so große Zahl von Maurern, etwa 20 000, in Berlin, daß, wenn nicht streng an dem zehnstündigen Arbeitstag festgehalten werde, schon im September ein großer Theil der Maurer brodlos sein würde. Man solle sich doch klar darüber werden, in welchem Umfange die Ueberstundenarbeit auf die Fertigstellung der Bauten einwirke; allein durch diese Ueberstundenarbeit würden in 10 Wochen etwa 10 große Neubauten mehr fertig u. s. w. Was also im Publikum allgemein unter den jetzigen Verhältnissen als ein Glück angesehen wird, daß nämlich so und so viele Häuser mehr zum ersten April vernichbar werden, sieht der Referent als ein Unglück an, er drängt auf Abschaffung der Ueberstunden und Akkordarbeit und hält sogar einen neunstündigen Arbeitstag für berechtigt, wenn er jetzt auch noch nicht dafür eintreten will. Der Referent will keine Ueberstunden und keine Akkordarbeit, weil dadurch zu viel Arbeit fertig wird. Wären nun an Stelle von 20 000 Maurern zufällig ihrer 40 000 in Berlin, so müßte der Referent konsequenter Weise für fünfständige Tagesarbeit eintreten, denn je mehr Arbeiter sind, desto mehr muß man die Arbeit einteilen. — Wohin sollen solche Lehren führen? Im Besentlichen kommen dieselben auf den bekannten sozialistischen Satz hinaus: Wenig arbeiten erzeugt Arbeitermangel und schafft hohe Löhne.

Worüber Leute lachen und worüber sie sich verwundern oder entrüsten, daraus kann man am besten ihre Bildung und ihr Begriffsvermögen erkennen.

So giebt denn der letzte Satz dieser Ausführung auch der ganzen Auslassung den Stempel der echten Dummheit, sie ist nicht gemacht oder geheuchelt. Ein sozialistischer Satz soll es sein: Wenig arbeiten erzeugt Arbeitermangel und schafft hohe Löhne.

Wir denken, das ist der nackte Satz von „Angebot und Nachfrage“ und weiter nichts. Die Arbeiter bringen einen geringeren Theil ihrer Arbeitskraft zum Markt, sie verringern das Angebot, also muß bei gleichem Bedarf der Preis steigen. Sie thun dabei dasselbe, was die Großindustriellen thun, die sich zu „Konventionen“ verbinden, um die Herstellung in ihrem Berufsweige zu beschränken, weil sie den Markt entlasten und höhere Preise dadurch erzielen wollen.

Was ist da sozialistisch? Im Gegentheil dieses Vorgehen ist antisozialistisch, es ist durchaus individualistisch. Doch wo kommen wir hin, wir wenden da Fremdwörter an, die in der Redaktion der „Baugewerkszeitung“ nicht verstanden werden. Man überlegt dort Minimallohn mit „allgemein gleicher Lohn“, hat aber die Bedeutung des Begriffes „Proletarier“ nicht die leiseste Ahnung, und weiß natürlich auch weder was sozialistisch noch was individualistisch ist. Wir werten, wenn wir in dieser Redaktion anfragen würden, was heißt sozialistisch? so würde die Antwort lauten: Sozialistisch ist, wenn ein Arbeiter zum Innungsmeister sagt, ich will mehr Lohn haben!

Daß eine Redaktion mit solcher sozialen Bildung nicht begreifen kann, daß die Maurer und anderen Bauhandwerker gar kein Interesse daran haben, sich 7 Monate im Jahr über Kraft und mit Ausopferung der Gesundheit abzuschinden, um dann 5 Monate zu feiern, ist selbstverständlich. Dieselben Bauten können auch ohne Ueberstunden fertig werden, wenn man mehr Arbeiter einstellt, und dadurch die Nachfrage nach Arbeitern, also die Löhne erhöht. Man stelle soviel Arbeiter mehr an, daß in 10 Wochen die 10 Bauten mehr fertig werden, da wird kein Maurer etwas dagegen haben. Man wird dann aber freilich auf die Lohndrückerei verzichten müssen, da man dadurch ermöglicht, daß man immer 10 Maurer durch Ueberstunden für 11, 12 bis 13 arbeiten läßt, oder durch Akkordarbeit für 15 bis 20.

Der Referent der Maurer besaß also eine wirtschaftliche Bildung, die man in der Redaktion der „Baugewerkszeitung“ vergeblich suchen würde, wenn er sagte, daß er keine Akkordarbeit und keine Ueberstunden-

arbeit will, weil dadurch aus dem einzelnen Arbeiter zu viel Arbeit herausgeholt wird, was der Allgemeinheit jedenfalls durch Lohndrückerei zum Gefühl kommen muß.

Wir sind nun einmal solche Kezer, anzunehmen, der Arbeiter habe auf Leben und Nahrung ganz dasselbe Recht wie der Unternehmer. Wir wissen ja, daß die „Baugewerkszeitung“ dies bestreitet. Nach ihr haben überhaupt nur Innungsmeister und ihre Angestellten und Soldschreiber ein Recht auf Leben, alle anderen Personen nicht, am wenigsten die Arbeiter. Das kann uns aber nicht abhalten, es ganz für in der Ordnung zu halten, daß die Arbeiter sagen: „Wenn Eure Wirtschaftsordnung eine so schlechte ist, daß ihr nicht für alle Arbeiter ausreichende Beschäftigung habt, sondern nur eine Zeit lang und dann nur einen Theil von uns zwingen wollt, allein Eures Vortheiles wegen mit Ueberanstrengung zu arbeiten, während der andere Theil immer und wir selbst während der übrigen Zeit unbeschäftigt und ohne Verdienst sind, wenn ihr auch dem beschäftigten Theil durch den unbeschäftigten den Lohn so herabdrücken wollt, daß er für die Zeit, wo er selbst unbeschäftigt ist, nichts erübrigen kann, und das ist Eure Absicht, biedere Innungsheger, dann müssen wir Euch doch kurz und rund erklären, da spielen wir nicht mit. Wir wollen uns die Arbeit so einteilen, daß wir möglichst alle und möglichst lange und möglichst gleichmäßig beschäftigt sind. Ihr Unternehmer mögt bestimmen, wieviel Häuser im Jahre fertig werden sollen, wir wollen danach streben, die Macht zu erlangen, damit wir bestimmen können, wie lange denn die Arbeitszeit dauern soll, damit wir alle, die Ihr in Eurer Lehrlingschule zu Bauhandwerkern gemacht, die Ihr zu solchen herangezogen und ausgebildet habt, nun auch die ganze Bauzeit hindurch lohnende und sichere Arbeit haben. Ihr strebt ja selbst nach „gutem und sicherem Verdienst“, und meint, wenn der für Euch erst erreicht ist, dann könnte vielleicht auch für uns etwas geschehen. Was wollt Ihr dagegen einwenden, wenn wir nach demselben Rezept erst an uns denken, für uns einen „sichern und guten Verdienst“ erstreben und es dann den Unternehmern überlassen, die überdies in der wirtschaftlichen Organisation viel leichter zu entbehren sind als wir, sie die vielleicht ganz überflüssig sind, ob sie vielleicht nun auch dabei etwas verdienen.“

Häuser müssen gebaut werden, das ist unbedenklich richtig. Bauhandwerker, Maurer, Zimmerer, Dachdecker, Tischler, Schlosser, Glaser, Klempner u. s. w. müssen sie bauen, die Arbeiter sind dazu erforderlich, das ist ohne Zweifel. Nun beweise aber einer einmal, daß auch der Bau-Innungsmeister dazu nothwendig ist! Wir wären auf einen Beweis dafür in der „Baugewerkszeitung“ sehr neugierig. Sie wird ihn nie bringen können. Das Wort, das auf dem Zimmerer-Kongreß zu Chemnitz ausgesprochen wurde, sehr mit Ueberlegung ausgesprochen wurde: Die Maurer- und Zimmermeister sind überflüssig, sie sind ganz zu besseitigen, das schon einmal von ganz einwandfreier und von ebenso sachkundiger Stelle ausgesprochen wurde, es trifft mitten in's Schwarze.

Darum werden auch alle Sperrren der Berliner Bauinnung, alle Denunziationen und Dummheiten der „Baugewerkszeitung“ nichts nützen, die Arbeiter werden unentwegt die Strafe geben, die sie für die rechte erkannt haben, und ihr Ziel auch erreichen. Die polizeiliche Behinderung wird vielleicht die Zukunft verzögern, aber nicht verhindern.

Vereinsgesetz und Lohnkommissionen in Preußen.

× Die Berliner Maurer haben am 19. Juli zu Händen des Herrn Fiedler folgendes Schreiben vom Königlichen Polizeipräsidenten erhalten:

„Durch die in der öffentlichen Versammlung der Maurer vom 20. v. M. erfolgte Wahl eines Komitees zur Lohnregulirung innerhalb des Maurergewerbes ist ein Verein in's Leben gerufen, auf welchen die Bestimmungen des § 2 des Vereinsgesetzes vom 11. März 1850 Anwendung finden.“

Es ist daher, bei Vermeidung der in dem genannten Gesetze angedrohten Strafen, binnen 8 Tagen ein Verzeichnis, enthaltend die Namen der Komiteemitglieder und der Redaktoren, sowie ein Statut, welches namentlich über Organisation und Zweck des Vereins und über die Aufbringung, Verwaltung und Bestimmung der zur Verwendung gelangenden Gelder genügenden Aufschluß geben muß, einzureichen.“

Gleichzeitig mache ich darauf aufmerksam, daß zu jeder Vereinsversammlung 48 Stunden vor Beginn meine Genehmigung einzuholen ist.

Der Polizei-Präsident. gez. v. Nischhofen.

Es ist dies ein erster Versuch der preussischen Polizeibehörde, in derselben Art, wie es in Sachsen bereits geschieht, einfache Ausschüsse, zu ganz bestimmten Berichtigungen, von großen Versammlungen oder Körperschaften eingesetzte Beauftragte für besondere „Vereine“ zu erklären und sie zu Statuteneinreichung zu zwingen.

Dem Verlangen der sächsischen Polizei, so unbedeutend es sein mag, läßt sich ein Widerstand mit Aussicht auf Erfolg nicht entgegensetzen, denn das Rgl. sächsische Vereinsgesetz vom 22. November 1850 giebt der Polizei die Macht, jeden Verein, ohne daß dabei auf richterlichen Entscheid zurückzugreifen ist, kurzer Hand zu schließen. Sie würde dies natürlich sofort thun, wenn solch eine Kommission sich weigerte, Statuten einzureichen, ob sie dazu nach dem Sinne des Gesetzes verpflichtet ist, oder nicht. Die Berliner Maurer brauchen sich aber dem Willen

der Polizei durchaus nicht so glatt zu fügen und sie werden es natürlich nicht thun.

Der § 2 des Gesetzes vom 11. März 1830 setzt voraus, daß eine Vereinigung „Vorsteher“ und „Statut“ hat. Keiner Vereinigung kann aufgegeben werden, Statuten zu machen. Selbst wenn man dies letztere aber anerkennen wollte, so ist keine gesetzliche Bestimmung da, die vorschreibt, was die Statuten zu enthalten haben. Da die Polizei kein Bestätigungsrecht der Statuten hat, sondern sie nur zur Kenntnisaufnahme erhält, so hat sie auch kein Mittel, eine Abänderung etwa ihr nicht genügend erscheinender Statuten zu verlangen. Sie kann sich einfach nur „Auskunft“ erfordern, wenn ihr etwas unklar in den Statuten ist. Diese Auskunft muß ihr wahrheitsgemäß gegeben werden, das ist natürlich. Sie muß sich aber auch mit dieser „Auskunft“, insofern sie wahrheitsgemäß ist, begnügen.

Wenn sie also fragt: Wie wird die Ausbringung, Verwaltung und Verwendung der Gelder gehandhabt? so muß ihr natürlich geantwortet werden: die Ausbringung geschieht nach den Beschlüssen der Generalversammlung der Berliner Maurer durch Sammlungen auf den Baustellen; die Verwaltung erfolgt nach den Beschlüssen der Generalversammlung der Berliner Maurer durch den Kassierer unter Kontrolle der Revisoren; die Verwendung geschieht nach den Beschlüssen der Generalversammlung der Berliner Maurer und in deren Auftrage durch den Kassierer oder durch einzelne Ausschußmitglieder, die dazu besonders bestimmt werden.

Ist diese „Auskunft“ der Wahrheit gemäß, so kann die Polizei dagegen auf Grund des Vereinsgesetzes nichts weiter thun, bis sie etwa nachweisen kann, die Verwendung des Geldes geschehe zu ungesetzlichen Zwecken.

Ob die Lohnkommission wirklich ein „politischer“ Verein ist, darüber würde endgültig das Gericht zu erkennen haben. Aus ihrer Thätigkeit, einen Fonds zum Lohnkampf für die Maurer zu sammeln, würde dies aber schwerlich gefolgert werden! Wir glauben also, daß die vorstehende Verfügung des königlichen Polizeipräsidiums eine irgendwie gesetzliche Stütze nicht hinter sich hat. Die Maurer werden aber freiwillig von den ihnen zustehenden gesetzlichen Rechten auch nicht das Geringste aufopfern. Sie müssen den ihnen hiermit neu aufgedrohten Krieg um den winzigen Rest der Arbeiterrechte aufnehmen und werden ihn aufnehmen.

Da keine Verletzung des § 8 des Vereinsgesetzes vorliegt, kann eine gesetzliche „vorläufige Schließung“ der Lohnkommission nicht erfolgen, es kann nur Bestrafung aus § 13 beantragt werden. Auch kann nach diesem Paragraphen der Richter nicht auf Schließung der Lohnkommission erkennen. Dieselbe braucht sich also in ihrer Wirksamkeit durchaus nicht beirren zu lassen und wird es auch nicht thun.

Das Quittungsbuch als Arbeitsbuch.

O Durch reaktionäre, besonders auch nationalliberale Blätter, die bei aller Reaktion gegen die Arbeiter stets voranschreiten, geht eine Bemerkung über die Quittungsbücher des „Entwurfes eines Gesetzes, betreffend die Alters- und Invalidenversicherung der Arbeiter“, aus welcher hervorgeht, daß die Großindustriellen, die ja den Kern der Nationalliberalen bilden, im Reichstage für die unveränderte Beibehaltung dieser Bücher eintreten werden. Es wird behauptet, im Entwurfe wäre mögliche Vorkehrung gegen den Mißbrauch dieser Bücher getroffen.

Wir haben gezeigt, daß dem nicht so ist, daß vielmehr auch nicht die geringste Vorkehrung gegen einen solchen Mißbrauch des Quittungsbuches in dem „Entwurfe“ getroffen ist, sondern daß er vielmehr die Vorkehrungen, welche die „Grundsätze“ trafen, noch durch Weglassen des Verbotes von „Bezeichnungen“ abgeschwächt hat.

Der von reaktionären Blättern oft angeführte § 85, 2. des Entwurfes, der dem Arbeitgeber sowie Dritten untersagt, das Quittungsbuch wider den Willen des Inhabers zurückzuhalten, ist kein Schutz gegen Mißbrauch des Buches zur „Bezeichnung“ mißliebiger Arbeiter, weil dazu ein „Zurückhalten“ des Buches gar nicht erforderlich ist. Das wird gemacht während des Einfließens und Entwerthens der Marken und wirkt beim einfachen Vorzeigen des Buches, das nach § 84, 1. der Arbeitgeber sofort verlangen kann. Wenn man, wie die reaktionären Blätter schreiben, offiziöserseits diese Absicht entschieden ablehnet, so schafft die Ablehnung niemals eine Thatfache aus der Welt und also auch hier nicht. Das Quittungsbuch kann gemißbraucht werden und wird gemißbraucht werden zur Kennzeichnung mißliebiger Arbeiter.

Ganz entschieden müssen wir ferner dagegen Verwahrung einlegen, wenn von reaktionärer Seite behauptet wird: „Wenn die Arbeiter und deren Vertreter wirklich der Ansicht sind, daß die Quittungsbücher gemißbraucht werden würden, so wird es ihre Aufgabe sein, einen Modus anzugeben, durch welchen die notwendige Kontrolle über die gezahlten Beiträge geschaffen wird, ohne daß damit die angeblichen Nachteile verbunden sind, gegen welche die Petition der Arbeiter sich richtet.“

Die Arbeiter und ihre Vertreter würden dazu Verpflichtung und Veranlassung haben, wenn der Gesetzentwurf sonst den Arbeitern etwas wünschenswertes und befriedigendes bieten würde, obgleich sie auch dann, wie die Nationalliberalen angesichts der Einverleibung des Sozialistengesetzes in die bestehende Gesetzgebung, sich auf die „Führerschaft“ der Regierung berufen könnten, die doch nicht „abdanken“ kann, sondern den Vortritt nehmen muß.

Da nun aber Alles, was der Gesetzentwurf den Arbeitern bietet, so durchaus und durch und durch unannehmbar ist, da außerdem das Quittungsbuch gerade in seiner den Mißbrauch geradezu herausfordernden Form dasjenige ist, worauf die Unternehmer, vom Innungsmeister bis zum Großindustriellen, Werth legen, was sie wünschen, so sind die Arbeiter und ihre Führer gar nicht in der Lage, einen Verbesserungsvorschlag hier gerade zu machen. Einerseits würde derselbe, weil man die Sache ja gerade so wünscht, als „praktisch undurchführbar“ — wie es in der Reptilienprache heißt, wenn man etwas nicht bewilligen will — abgewiesen werden, und dann würden die Arbeiter und ihre Vertreter durch Eintreten in Verbesserungen zu diesem Gesetzentwurf vielleicht den Glauben erwecken, derselbe erscheine ihnen in der vorliegenden Form als behandelbar, das System, das die Quittungsbücher nötig macht, sei überhaupt ein annehmbares, man betrachte den Gesetzentwurf nicht als schlechthin ungenügend, sondern halte ihn für verbesserungsfähig, was durchaus nicht der Fall ist.

Die Arbeiter und ihre Vertreter können diesem Gesetzentwurf gegenüber immer nur protestieren und ihn darstellen wie er ist: als in seinen Leistungen für die Arbeiter ganz werthlos und sie sogar im höchsten Grade schädigend, als die schlimmsten Mißbräuche erlaubend, gegen welche der Entwurf auch nicht die geringsten Vorkehrungen trifft, so daß sie nur die Beseitigung dieses ganzen Gesetzentwurfes wünschen können.

Sollte die Behauptung der reaktionären Presse zutreffen, daß bei dem gewählten System des Entwurfes das Quittungsbuch in der vorliegenden Form unvermeidlich ist, sich auch weiter keine Garantien gegen den Mißbrauch geben lassen, so ist für die Arbeiter noch mehr der Beweis geliefert, daß das ganze System unbrauchbar ist, und wäre dieser Umstand ein weiterer Beweggrund dafür, daß der ganze Gesetzentwurf verworfen werden muß. Es ist an den Personen, die den Entwurf ganz oder in den Hauptsachen aufrecht erhalten wollen, für Garantien gegen Mißbrauch des Quittungsbuches zu sorgen.

Wäre das Quittungsbuch in der vorliegenden Form mit der Gefahr seines Mißbrauches nicht in dem Gesetzentwurf, so würde derselbe die Arbeiter doch höchst kalt lassen. Weder die 10 1/2 Pfennige wöchentliches Beitrag noch die Durchschnittsrente von etwa 43 Pfennigen täglich, die ein Arbeiter danach erreichen kann (das Durchschnittsalter der Arbeiter zu 36 Jahren gerechnet) würden sie erheblich aufregen. Mit dem Buche ist er für sie eine drohende Gefahr, er bezeichnet einen schweren Schlag gegen ihre bürgerliche und wirtschaftliche Freiheit.

Der Ruf der Arbeiter kann nur lauten: Fort mit dem ganzen Entwurf, wenn er ohne Quittungsbuch nicht möglich ist.

Arbeitshäuser für Arbeiter-Invaliden.

Das humane kapitalistische Christenthum ist einmal wieder an der Arbeit.

Man spricht salbungsvoll von der Vorsorge für die armen verunglückten Arbeiter, die nur eine geringe Rente von der Unfallversicherungs-Vereinsgenossenschaft erhalten. Man will ihnen Gelegenheiten geben, die noch vorhandene Arbeitskraft auszubilden und zu verwerten. Alles natürlich nur im Interesse der armen Arbeiter. Man will Anstalten gründen, in welchen diese Invaliden untergebracht werden, um da ein ihren Fähigkeiten entsprechendes Gewerbe zu erlernen, um dann später — natürlich nur zu ihrem eigenen Wohle — als billigere Kräfte im Fabrikbetrieb oder gar in der so segensreichen Hausindustrie, deren Arbeitszeit sich leichter verlängern läßt, natürlich nur zum Vortheil der Arbeiter, zu verwerten.

Was kann schöner, was edler sein als solch ein Beginnen, den mit niedriger Unfallrente ausgestatteten Arbeitern einen guten oder schlechten aber immerhin annehmbaren „Nebenverdienst“ zu beschaffen!

An die Spitze des Ganzen wird natürlich ein Regierungspräsident oder Landrath und der unvermeidliche Geistliche gestellt werden, die Lehrer und Aufseher liefert das „Rauhe Haus“, Stöcker spricht seinen Segen über die Sache, Windhorst und seine konjurirten Freunde richten sich die Sache nach ihrem Geschmaack ein. Alle Betrüder und Verräther flüchten zu diesem Werk christlicher Barmherzigkeit bei, das in so guten Händen ist, die böse Sozialdemokratie sicher wieder einmal vernichtet, und wohl auch einigen patriotischen Strebern fette Posten liefert.

Die Herren Unternehmer begeistern sich auch sehr für die Sache, und das veranlaßt uns, sie etwas genauer anzusehen.

Wir finden da zuerst Entscheidungen des Reichsversicherungs-Amtes, die unzweideutig feststellen, daß die volle Erwerbsunfähigkeit eines verunglückten Arbeiters auch dann anzunehmen ist, wenn er zwar noch die körperliche und geistige Fähigkeit besitzt, irgend eine andere Arbeit zu verrichten, aber ihm die dazu erforderliche Gelegenheit und Geschicklichkeit nicht nachgewiesen ist.

Sehen wir uns zu diesem Entschiede des Reichsversicherungs-Amtes einmal den ersten Satz des § 65 des Unfallversicherungsgesetzes an. Dieser lautet:

„Tritt in den Verhältnissen, welche für die Feststellung der Entschädigung maßgebend gewesen sind, eine wesentliche Veränderung ein, so kann eine anderweitige Feststellung derselben auf Antrag oder von Amtswegen erfolgen.“

Ah so! nun begriffen wir das „praktische Christenthum“ vollständig. Jawohl! es ist sehr praktisch. Man

schiebt den zum Krüppel verunglückten Maurer, dem man die volle Rente zahlen muß, weil er zu Arbeiten, die er allenfalls noch ausführen könnte, keine Gelegenheit und keine Geschicklichkeit besitzt, in solch ein Arbeitshaus, er kommt da unter sehr fromme Aufsicht und dem Manne mit dem verstümmelten Leib wird zuerst seine Seele gründlich reparirt. Dann wird sein Arbeitsvermögen in Betracht genommen und er macht nun seine Lehrzeit durch z. B. als Korbflechter. Hat er etwas erlernt, dann tritt der § 65 in Kraft, es ist eine „wesentliche Aenderung in den Verhältnissen“ eingetreten, und die Rente kann gekürzt werden um den Betrag, den der Geschickter gewordene Arbeiter nun verdienen kann. Die Vereinsgenossenschaft hat die Arbeit eines solchen Invaliden eigentlich ganz umsonst.

Es ist diese Einrichtung ein Ersatz für die humane Einrichtung, die man bei den Bauern findet, welche einen schwach gewordenen Arbeiter „auf die Reife gehn“ lassen, d. h. statt ihm eine Armenunterstützung zu gewähren, ihn gegen Kleidung und Unterhalt der Reife nach jeder eine Zeitlang in Ausnutzung nehmen, wobei sie in der Regel ein ganz gutes Geschäft machen, aber von dem ausgeübten Arbeiter seltsamer Weise noch Dankbarkeit verlangen.

Wir sehen also, daß auch hier die humane Christlichkeit der kapitalistischen Arbeiterfreunde eine sehr materielle Unterlage hat, wie in der Regel.

Im Grunde sind wir freilich durchaus dafür, daß jeder, der noch arbeiten kann, ohne seinem Körper dadurch Schaden zuzufügen, verpflichtet ist, seine Kräfte zum Wohl der Allgemeinheit zu verwerten, zu arbeiten. Wir möchten nur, daß dieser Grundsatz von unsern kapitalistischen Wohlthätern nicht immer nur den Arbeitern gegenüber angewendet wird. Man stelle sich den anderen pensionsberechtigten Personen gegenüber doch auf denselben Standpunkt, beschäftige die alten invaliden Offiziere und Minister, Geheimräthe und Schreiber doch auch in der Hausindustrie oder sonst mit Arbeiten, welchen sie noch gewachsen sind. Weshalb ist man denn so besorgt, daß nur von des einfachen Handarbeiter Arbeitskraft auch nicht das geringste Tröpfchen dem „Volkswohlstande“ verloren geht? Auf der anderen Stelle wäre doch sicher vielmehr zu ersparen, wenn man da mit „praktischem Christenthum“ eingreifen wollte. Außerdem würde noch den alten, oft an Verbanungstrüben wegen mangelnder Bewegung leidenden Herren wesentlich genügt und ihr Leben würde zum großen Theile des Vaterlandes weit verlängert, wenn man sie so einige Stunden des Tages Erde farnen oder dergleichen arbeiten ließe, wozu sich die meisten recht gut eignen würden. Wir meinen, das praktische Christenthum könnte zum Gemeingut aller Invaliden gemacht werden, man braucht es nicht nur auf die Handarbeiter zu beschränken. Es fällt dadurch leicht in den dringenden Verdacht, Heuchelei zu sein, die nur ein frommes Mäntelchen sucht, um dem Geldbeutel der Besitzenden zu nutzen.

Also häßlich „Gleiches praktisches Christenthum für alle Pensionäre und Invaliden!“

Politische Nachrichten.

Die kapitalistischen Kreise sind ganz entsetzt. Selbst die frommsten werden wild. Der unerhörte Schritt, daß der Pariser Gemeinderath die Unternehmer zwingen will, den Arbeitern bei geregelter Arbeitszeit auskömmliche Löhne zu zahlen, der erregt ihren höchsten Zorn. Nicht zum mindesten tobt das Berliner Tageblatt. Es hat entdeckt, daß der Pariser Gemeinderath aus Sozialdemokraten besteht, nach dem Grundsatz, wer irgend etwas den Arbeitern wirklich nützlich thut oder verlangt, ist ohne Zweifel ein Sozialdemokrat, denn bei anderen Parteien kann das nie vorkommen. Dem Gemeinderath geschieht damit freilich zu viel Ehre. Wir glauben keines seiner Mitglieder ist Sozialdemokrat, es sind bürgerliche Demokraten, die den Schritt gethan haben, vielleicht nur in der klugen Absicht, den Arbeitern zu zeigen, daß auch andere als Sozialdemokraten für sie etwas mehr übrig haben, als halbe Maßregeln, schöne Worte, Ausnahmegesetze, Gefängniß und ab und an Flintenlugeln. Der Zorn der kapitalfrommen Blätter hat einen sehr greifbaren Grund. Die anderen Arbeiter verlangen jetzt ebenso bezahlt zu werden, wie die der Pariser Regie. Das war wohl auch von Anfang an die Absicht, man wollte die Arbeiter konsumfähiger machen, um die gewerbliche Thätigkeit im Lande zu heben. Daß das den Philistern, Börsenjobbern, Spekulanten, Innungsbrüdern nicht paßt, ist selbstverständlich und wundert uns gar nicht. Vorläufig sind einige Tausend Arbeiter in Paris und dessen nächster Umgebung im Ausstand um für sich auch die Vortheile zu verlangen, die die Regiearbeiter der Stadt Paris haben. Daß über den Ausstand die in der verlogenen Geldsackpresse üblichen Schaudergeschichten erzählt werden, ist selbstredend, denn der „gute friedliebende“ Arbeiter, der die Arbeit liebt, sehr zufrieden ist, und die große Mehrzahl der Arbeiter darstellt, wird bekanntlich immer nur von zwei bis drei Agitatoren zu solch einem Ausstand terrorisirt. Dieser Klatsch ist auch international. Wir werden die Entwicklung dieser Angelegenheit mit Interesse verfolgen.

Die „Magdeburgische Zeitung“ schreibt: „Es giebt keinen eifrigeren Fürsprecher für die gäthliche Beseitigung der Kinderarbeit als die „Kreuzzeitung.“ Aber dasselbe Blatt erklärte kürzlich die Beschäftigung von Kin-

dem im landwirtschaftlichen Betriebe für etwas Unbedenkliches. Das Viehhüten sollte eine Art von Ersatz für das Turnen sein!"

Im laufenden Etatsjahr wird sich in Preußen sicher wieder eine Mehrereinnahme der Eisenbahnen über den Etat von mindestens 50 bis 60 Millionen Mark herausstellen. Wenn es irgend eine Zeit dazu gegeben hat, — bemerkt die „Freisinnige Zeitung“ des Abg. Richter — so ist man gegenwärtig berechtigt, angesichts solcher Ueberschüsse auf Reformen im Eisenbahnwesen im Interesse des Publikums zu dringen. Gütertarif und Personentarif sind seit der Eisenbahnverstaatlichung nahezu unverändert geblieben. Die Materialien für die Eisenbahnverwaltung sind billiger geworden, die Zinsen für den Kaufpreis der Bahnen und die Prioritäten sind um ein volles Prozent herabgesetzt. Das Publikum hat ein Recht darauf, eine Verwohlfeilung des Transports zu verlangen, wie sie ohne die Verstaatlichung die Konkurrenz seitdem längst erzwungen hätte.

Das österreichische Anarchisten-Gesetz, dessen Wirkungsdauer in diesem Jahre abläuft, ist bekanntlich dem Reichsrath nicht zur Verlängerung vorgelegt worden, nachdem die Ausschussberatungen ergeben hatten, daß es ohne erhebliche Milderungen nicht würde angenommen werden. Die Regierung hilft sich darum auf dem Wege der Verordnung. Die amtliche „Wiener Zeitung“ veröffentlicht eine Verordnung des gesammten Ministeriums, betreffend die Einstellung der Wirksamkeit der Geschwornengerichte in Strafsachen, welchen anarchische Bestrebungen zu Grunde liegen, für die Gerichtshofsprenkel Wien, Kornuburg, Wiener Neustadt, Wels, Prag, Brüx, Jicin, Jung-Bunzlau, Reichenburg, Brünn, Olmütz, Reutischheim, Graz, Leoben, Klagenfurt vom 10. August 1888 bis zum 31. Juli 1889. Wir heben das besonders hervor, weil durch ein Mißverständnis seinerzeit die Mittheilung verbreitet wurde, die österreichische Regierung wolle keine Ausnahmebestimmungen mehr gegen die Arbeiter. Sie will lediglich keine Milderungen durch das Parlament und treibt daher, ohne das Parlament überhaupt zu fragen, die alte Zwangspolitik weiter.

Das herausfordernde Wiederauftreten Ferry's in Frankreich bietet der „Lanterne“ Anlaß, den Franzosen vorzurechnen, wie viele Soldatenleben Tonting, diese zweifelhafteste aller zweifelhaften Kolonien europäischer Staaten, nicht etwa während der Eroberung, sondern während des Zeitraums, welchen Ferry den der „Beschwichtigung Tontings“ nannte, gelostet hat. Die Zahl

der Gestorbenen betrug für 1883 und 1884 3770, von 1885 bis Ende März 1887 5700, zusammen 9470. Dienstantaughlich wurden 1883/84 7779; von 1885 bis Ende März 1887 20 145. Gesamtatgang 27 924 und mit den Gestorbenen 37 394, etwa der Friedensbestand von zwei Armeecorps! Die Gesamtstärke der Truppen sendungen nach Tonting seit 1883 beläuft sich auf 43 676 Mann. Der Gesundheitszustand der Truppen in Tonting, welchen gewisse opportunistische Blätter als jetzt günstig schildern, ist, der „Lanterne“ zufolge, erschreckend.

In die Vereinigten Staaten sind während des Zeitraums vom 1. Juli 1887 bis 30. Juni 1888 aus Europa 539 818 Menschen eingewandert. Diese Anzahl vertheilt sich auf die einzelnen Staaten folgendermaßen: Ausgewandert sind aus Deutschland 107 624, aus England und Wales 83 132, aus Irland 73 238, aus Schweden und Norwegen 72 915, aus Italien 51 005, aus Rußland 33 407, aus Oesterreich 25 884, aus Schottland 24 396, aus Ungarn 19 927, aus Dänemark 8981, aus der Schweiz 7737, aus Frankreich 6427, aus den Niederlanden 5845 und aus Polen 5845. Deutschland würde sich danach und nach der Bismarck'schen Auswanderungstheorie einer ganz besonderen Glückseligkeit erfreuen.

Aus den Kolonien. Da schreibt Herr Christaller, Lehrer in Kamerun, an einen Kreideler Herrn unterm 6. Mai d. J.: „Bell ist gar kein König, er ist ein gewöhnlicher Händler, er hat absofut keine Macht, nicht einmal die eines Dorfschulzen.“ Wie ist und denn, wurden mit diesem angeblichen König, der jetzt gar keiner, nicht einmal ein Dorfschulze sein soll, nicht einst Staatsverträge über Länderstrecken abgeschlossen, die jetzt im deutschen Besitz oder unter deutscher Hoheit sind? Sollen diese Verträge mit solch einer Person wirklich eine Rechtsunterlage bilden können? Sonderbar, höchst sonderbar! Wer hat Recht, Herr Christaller oder die deutschen Beauftragten, die einst mit König Bell verhandelten?

Wie sich ein adeliger Kopf den Mittagstisch des Volkes denkt. Ein hochgeborener Freiherr Dies hat in Lindworth's Verlag in Hannover soeben ein schönes, mit seinem Familienwappen gezieres Werk erscheinen lassen, welches er „Gefegnete Mahlzeit“ betitelt. Er meint darin, das vortreffliche Werk des Oberhofmarschalls von Malortie „Das Menu“ eigne sich nur für die feinste Küche, die nur wenige Menschen haben können. Aber die Mehrzahl (!) aller essenden Menschen gehört einem soliden Mittelschlage mit mittlerer Küche an — Personen, die etwa zwei Mark oder einen Gulden für ein Mittagstisch ausgeben wollen, ein Festessen sich nur an ganz besonderen Tagen genehmigen, immerhin aber eine mögliche Abwechslung und eine gewisse Eleganz auf ihrer Tafel verlangen.“ Deshalb gebe er vorliegendes Buch mit Speisezetteln für jeden Tag des Jahres heraus. So verordnet er für den 23. Mai: Erdbeeralterschale — Kalbsragout in Muscheln — Gebratene Seesunge in Hummerjus — Rumpsteak — Sardellenbutter — Haushofmeister-Kartoffeln — Bachhühnchen — Gurkenalat — Thee-Creme in Obertassen. Auf gut Glück blättern wir weiter und schlagen das Rezept für den 19. Dezember auf.

Es lautet: Suppe mit Naviolen — Steinbutt — Austernsauce — Kalte Hühner, Remoulade — Roastbeef — Gemüsepargel — Bratkartoffeln — Butter, Käse. Guter König Heinrich IV. von Frankreich, der du für jeden Mann aus dem Volk nur am Sonntag ein Huhn in den Topf wünschest, wie bist du in unseren Tagen übertrifft, wo man solche Küchenzettel der Mehrzahl (!) des Volkes vorschlagen kann! — Doch vielleicht ist es nur Ironie vom Freiherrn Dies. Er spricht ja nur von der Mehrzahl aller essenden Menschen, und will wohl damit nur zu verstehen geben, daß diejenigen Menschen, welche solche Menus nicht befolgen, eigentlich nicht essen, sondern — hungern, und daß die geringste Ausgabe für ein Mittagstisch, das wirklich den Namen verdient, zwei Mark sein soll.

Hausdurchsuchung. Bei dem Tischler Felix Arzinski, Berlin, Steinmeßstr. 17, fand am 28. Juli, Nachmittags 5 Uhr, in dessen Abwesenheit von 3 Kriminalbeamten eine Hausdurchsuchung nach verbotenen Schriften statt. Gefunden wurden 1 Exemplar Nr. 18 des Züricher „Sozialdemokrat“, eine Broschüre „Der Parteitag in St. Gallen (Schweiz)“ und eine Broschüre „Die wirtschaftlichen Krisen und die Sozialreform“ von Dr. Bruno Schönlank.

Eine Siftung fand am Sonnabend, den 28. Juli, Abends 10 1/2 Uhr, in Berlin aus dem Lokale Wilmowstr. 60 statt. Der Maurer Wachowsky wurde von drei Kriminalbeamten aufgefordert, mit zur Wache zu gehen, als er im Begriff war, eine Liste für den Generalfonds der Maurer Berlins zu unterzeichnen.

Für den sechsten Berliner Reichstagswahlkreis hat nunmehr in einer glänzend besuchten großen Volksversammlung am Donnerstag die Kandidatenproklamation stattgefunden. Danach werden

am Wahltag, den 30. August, die Arbeiter des Nordens Berlins einmüthig ihre Stimme abgeben für

Wilhelm Liebknecht
Schriftsteller in Norddorf.

Herr Redakteur Baake hielt an dem erwähnten Abend die Programmrede, zeigte was die Kartellmajorität bisher im Reichstage gethan habe, kennzeichnete die Stellung der Sozialdemokratie zur Sozialreform und forderte zur Wahl Liebknecht's auf.

In das Wahlkomitee wurden gewählt die Herren Hartmann, Hinge, Jacobey, Reinick und Pfarr.

Die Debatte bereitete insofern eine Ueberraschung, als zunächst Herr Vickenbach, der Antisemit glorreichen Andenkens, das Wort nahm und sich in den üblichen Redewendungen über Vernichtung aller Kultur und Ruin des Vaterlandes gegen die Sozialdemokratie erging.

Herr Baake erwiderte treffend und scharf, kam aber nicht weit, da der Ueberwachende die Versammlung zur Auflösung brachte.

Bisher haben nur zwei Parteien ihre Kandidaten nominirt: Die Antisemiten Herrn Dr. Paul Förster und die Sozialdemokratie ihren alten, kampfergrauten Streiter

Wilhelm Liebknecht.
Der 30. August wird ihm zweifellos die Pforten des Parlamentes wieder erschließen.

Weiss- und Bairisch-Bier-Lokal,
Frühstücks-, Mittag- u. Abendtisch
empfehle bestens
Gustav Tempel,
Breslauerstrasse 27.

Luckenwalde.
Allen Freunden und Bekannten empfehle mich zur Anfertigung von Herrengarderobe zu soliden Preisen bei reeller Bedienung.
Louis Schmidt,
Frankenstrasse 15.

E. Kuntze,
Staltherstr. 18. (Zum lustigen Stiefel) empfiehlt seinen reichhaltigen und kräftigen Frühstück- u. Mittagstisch mit Bier 50 Pf. Abendtisch nach Auswahl zu soliden Preisen.

Cigarren u. Tabake
reichhaltiges Lager
von
C. Klein.
15. Ritterstraße 15.
Daselbst Zahlstelle der Gürtler u. Bronceure (E. S. 60.)

Weiss- u. Bairisch-Bier-Lokal.
Frühstück, Mittag und Abendtisch,
von **A. Grewling,**
119. Mantuffelstraße 119.
Ein Vereinszimmer ist zu vergeben. „Volks-Tribüne“ liegt aus.

Elegante Herrengarderoben.
Bestellungen nach Maß werden prompt und sauber zu soliden Preisen ausgeführt.
Ebenso habe ich bestellte, aber nicht abgeholtte Anzüge und Paletots sehr billig zu verkaufen.
A. Schwarz, Schneidermeister,
Skalinerstraße 125 im Laden.

Allen Männern der Arbeit empfehle mein
Weiss- u. Bairisch-Bier-Lokal.
W. Haugk, Weinstraße 22.

Königsberg i. Pr.
Abonnements für die „Berliner Volks-Tribüne“ übernimmt
Frau Godau, Polnische Gasse 10.

Ein freundl. Vereinszimmer, 30 Personen fassend, ist zu vergeben. Mariannenstr. 48, im Restaurant von Unice.

Freunden und Bekannten empfehle mein
Weiss- und Bairisch-Bier-Lokal,
Frühstück, Mittagstisch nach Auswahl 45 Pf. Abendtisch nach Auswahl 30 Pf. Vereins-Zimmer zu vergeben.
Herrn Liewald, Mariannenstr. 46.

Große öffentliche Versammlung

der
Buchbinder u. verwandten Berufsgenossen
am Montag, den 6. August cr., Abends 8 Uhr,
im Louisestädtschen Konzerthaus, Alte Jakobstraße 37.
Tagesordnung:

1. Die Alters- und Invalidenversicherung. Referent: Herr Bernhard Jost.
2. Diskussion.

Um recht zahlreichen Besuch bittet
Der Einberufer.

Die von Mitgliedern des Fachvereins gegründete
Produktiv- und Rohstoff-Genossenschaft
der Schneider zu Berlin (E. G.)
30 Zimmerstrasse 30
empfiehlt sich einem geehrten Publikum zur Anfertigung von Herren-Garderoben jeder Art. Reichliche Auswahl in- und ausländischer Stoffe.
Reelle Bedienung, guten Sitz, solide Preise garantiert der Vorstand.
Gleichzeitig machen wir auf unser reichhaltiges Lager: Frühjahr- und Sommerpaletots, aufmerksam. Um zu räumen herabgesetzte Preise!

Buchhandlung und Buchbinderei

von **W. Iwantsky, Schmidstr. 8, v. part.,**
empfiehlt sich zur Anfertigung jeder Buchbinderarbeit, sowie zur Lieferung sämtlicher wissenschaftlicher Werke und Zeitschriften.
NB. Abonnements auf die „Berliner Volks-Tribüne“ sowie jede andere Zeitung werden stets entgegen genommen.

Destillation und Imbisshalle
nebst Gaststube.
Max Schayer,
Invalidenstrasse, (Ecke d. Ackerstrasse)
vis à vis der
Gem.-Schule Ackerstr. 28a.
Vollblatt, Volks-Tribüne, Vereinsblatt, Neue Tischler-, Volks- und Börsische Zeitung, sowie der wahre Jakob liegen aus.

Interessen-Verein
der **Kistenmacher.**
Dampferpartie
nach
Friedrichshagen (Müggelschlößchen)
am Sonntag, den 12. August.
Abfahrt früh Punkt 7 1/2 Uhr von der Schillingstraße. Preis 1 Mk. Kinder über 10 Jahre 30 Pf. Billets sind zu haben bis Montag, den 6. August, im Lokal von Herrn Häusler, Franzstraße 6. Gäste sind willkommen. Der Vorstand.

Achtung!
Meinen Freunden und Gesinnungsgenossen empfehle mein
Lübener und anderen Biere.
Auch mache ich auf mein Lokal aufmerksam.
W. Sasse,
Bergmannstraße 17.

Arbeitsnachweis für Tischler.
Der vom Fachverein der Tischler begründete Arbeitsnachweis befindet sich **Alte Jakobstr. 38** im Restaurant Schumann. Die Arbeitsvermittlung geschieht für Meister und Gesellen (auch Nichtmitglieder des Vereins) unentgeltlich. Die Adressenausgabe erfolgt an Wochentagen von 8 1/2 bis 10 Uhr Abends, Sonntags von 9 bis 11 Uhr Vormittags. Da sich die vier Kassirer der „Ortskassentasse der Tischler und Piano- und Orgelbauer Berlins“ verpflichtet haben, sich ihrerseits jeder Adressenausgabe zu enthalten, ersuchen wir, nur den obengenannten Arbeitsnachweis zu benutzen. Der Vorstand.

An die Tischler Berlins.

Kollegen! Da der Streik der Tischler Hamburgs noch nicht beendet ist, so sind noch circa 120 Familienwüter, welche schon 13 Wochen den Kampf für Erhaltung der Organisation gegen die Zünfte führen müssen, zu unterstützen.
Außerdem waren die Hamburger Kollegen genöthigt, zur Durchführung des Kampfes bedeutende Gelder aufzunehmen, welche in kurzer Zeit gedeckt werden müssen.
Darum, Kollegen, in Anbetracht all' dieser Thatsachen, richtet die hiesige Kommission an Euch, an die Tischler von ganz Berlin die Bitte, noch einmal in allen Fabriken und Werkstätten für die Hamburger Kollegen zu sammeln und die Gelder gegen Quittung an die Mitglieder der Kommission abzuliefern.
Bemerket sei, daß durch die Kommission bis jetzt 3175 Mark nach Hamburg gesandt wurden.
Z. A. der Kommission der Tischler Berlins:
Fr. Jubel, Waldemarstr. 73.

Den Mitgliedern des Vereins zur Wahrung der Interessen der Klavierarbeiter und verw. Berufsgenossen
zur Kenntnis, daß § 1 Abs. 5. (Rechtsschutz) in Kraft getreten ist und alle vorkommenden Streitfälle nach dem Reglement § 2 bei einem der folgenden Mitglieder zu melden sind: G. Hahn, Lübbenerstr. 13. Niediger, Joffenerstr. 25. Sparfeld, Sorauerstr. 27. Jubel, Waldemarstr. 73. Paul, Bethanien-Ufer 8. Brecht, Wasserthorstraße 15.

Für die Töpfer Berlins.
Mitglieder-Versammlung
der Zentral-Kranken- und Sterbe-Kasse,
Sonntag, den 5. August,
in Gratweil's Bierhallen,
Kommandantenstraße 77-79.
Tagesordnung:
1. Das neu genehmigte Statut.
2. Quartals-Abrechnung vom zweiten Vierteljahr.
3. Verschiedene Kassenangelegenheiten.
Jedes Mitglied wird gebeten zu erscheinen.
Karl Habang, Bevollmächtigter.

Der Arbeitsnachweis
der
Klavierarbeiter
befindet sich nach wie vor Waldemarstr. 61 im Restaurant **Pfiffer.** Die Adressenausgabe findet jeden Abend von 8-9 1/2 Uhr und Sonntags Vormittags von 10-11 1/2 Uhr, sowohl an Mitgliedern wie auch an Nichtmitgliedern unentgeltlich statt.
Die Arbeitsvermittlungskommission.

Die kommende Sonne.

Es brennt in meinem Gehirn
Ein Traum mit gährender Gluth,
Wie hinter Vesuvius' Felsenstirn
Der Erde fieberndes Feuerblut. —
Ich träume die kommende Sonne.

Und wie des Meeres Fluth empor
Zum lodenden Monde schwillt,
Wallt meine Seele schmachtend
Dem angebeteten Traumgebild
Entgegen — der kommenden Sonne.

In stummer Nacht, dem weichen Arm
Schläfernder Ruh entwunden,
Wälz ich mich mit heißem Schonen,
Fülle mit Grübeln zögernde Stunden
Und harre der kommenden Sonne.

Vom Lager fahr' ich wild empor,
Wissende Bücher aufzuschlagen;
Ihr starren Bände, laßt mich lesen:
Wann wird umnachteten Völkern tagen
Die selig machende Sonne?

Es treibt mich auf die Gassen hinaus;
Da athmen die Gassen Moberluft;
Ein feinerer Sarg jedwedes Haus,
Die Stadt eine riesige Gruft. —
Erbarme dich, kommende Sonne!

Ich stäuchte durch das Thor der Gruft
Hinans auf offenes Feld
Und spähe, ob die finstere Luft
Ein Morgenschimmer nicht erhellt.
Ich ahne die kommende Sonne.

Und sieh, des Lichtes Halme schießen
Empor vom grauen Himmelsstrande,
Wie hinter schwarzem Schildesrande
Blutige Speere sprießen.
Das sind die Speere der Sonne!

Da weicht der Drache der Verwesung
Von seinem Nest, der Völkergruft,
Faltet die zackigen Flügel
Und kriecht entsetzt in eine Schlucht. —
Preis dir, siegende Sonne!

Nun taucht am froh erröthenden Himmel
Empor der rollende Feuerball.
Da zittert die Erde, da herben
Die Riesensärge mit Donnerschall. —
Preis dir, erlösende Sonne!

Die todtten Völker stehen auf
Und baden im goldig strömenden Licht;
Die Leiber blühen schön und stark,
Und geistig strahlt das Angesicht. —
Preis dir, erweckende Sonne!

Die Erde schimmert wie eine Braut
Im Schmuck der Blumen und Seen;
Hinter üppig grünenden Hainen
Marmorhäuser ersehen. —
Preis dir, verklärende Sonne!

Und aus den Thoren der Marmorstadt
Wallt des Volkes festliche Schaar,
Bringt Fahnen, selige Lieder,
Trunkene Blide zum Opfer dar
Der entzündenden Göttin Sonne. —

So brennt in meinem Gehirn
Der Traum mit gährender Gluth,
Wie hinter Vesuvius' Felsenstirn
Der Erde fieberndes Feuerblut. —
Ich träume die kommende Sonne.

Bruno Wille.

[Nachdruck verboten.]

Die Tauben.

Von Curt Vaake.

(Schluß.)

Elise ist mit einem Male traurig geworden, sie weiß selber nicht, weshalb. Das Kästchen ruht wieder in der Kommode, und sie steht am Fenster. Alles sieht noch so aus, wie vorhin. Nur die Tauben sind auf das Dach niedergefallen und trüppeln auf den vorspringenden Mansarden, die mit getheerter Pappe bedeckt sind, herum. Der kleine Rentier hat ihnen Futter hingestreut und sieht ihnen zu, wie sie die Körner aufpickeln, als wäre ihm das ganz neu. Alles ist sonntäglich still. Unten rumpelt eine Droschke vorüber, in der ein Herr im Cylinder neben einer gepuderten Dame sitzt. Wohin mögen sie fahren? Nach Tivoli oder auf den Spandauer See? Elise lauscht auf das Geräusch des Wagens, das sich in der Ferne verliert, und plötzlich merkt sie, daß ihr Thränen in den Augen stehen.

Was ihr nur ist? Sie muß sich auf den Stuhl setzen und sich Mühe geben, um nicht laut zu schluchzen. Alle anderen freuen sich und genießen, und sie sitzt hier

allein und verlassen. Kein Mensch kümmert sich um sie; kein Mensch liebt sie Ist sie denn wirklich so häßlich?

Rasch trocknet sie sich die Thränen ab und holt den kleinen, blinden Spiegel hervor, an dem die eine obere Ecke ausgehöhlet ist, so daß das gelbe Papier, mit dem er hinten beklebt ist, zum Vorschein kommt. Sie wischt das Glas ab, aber die Risse und Flecken im Spiegel bleiben. Das schadet nichts, sie sieht noch genug. Die Sommerprossen sind wirklich fort, nur auf dem schmalen Nasenrücken sitzen noch einige kleine, schüchterne Nachzügler. Der Thau der Fenster Scheiben, mit dem sie sich auf den Rath der Frau Sabel das Gesicht bestreicht, hat also doch geholfen. Ach, sie ist nicht so garstig, wie sie sich einbildet, wenn sie nur die rothen Haare nicht hätte.

„Wem werde ich Nothkopf gefallen?“ spricht sie zu sich selber. „Und ich bin so mager.“ Sie streift den Ärmel ihres Kleides zurück, daß ihr dünner, zarter Arm weit sichtbar wird, auf dem keine Haare wie Gold schimmern. „Ich bin so mager.“

„Solch' dumme Gedanken!“ schilt sie sich. „Das kommt aber nur vom Faulenzen.“ Nun räumt sie Tasse und Teller fort und wäscht das Geschir in der braunen Schüssel ab, die auf dem Holzstuhl zwischen Ofen und Kommode steht. Tasse und Teller kommen in das Schränkchen zu dem übrigen Eßgeschir, und das schmutzige Wasser trägt sie in die Küche, um es in den Ausguss zu gießen. Eine Viertelstunde verplaudert sie mit Frau Sabel, die am Heerd sitzt und Strümpfe stopft. Frau Sabel weiß viel zu erzählen, von der Nachbarin, die ihren Mann geprügelt hat, von der dicken Schlächterfrau, die es mit dem ersten Gefellen hält, von jener und jenem. Elise hört den Klatsch und Tratsch sich an, erwidert nicht viel und geht, als sie wieder loskommen kann, in ihr Stübchen zurück.

Soll sie lesen? Sie hat keine Lust dazu. Eine sonderbare Unruhe ist in ihr, sie läuft im Zimmer hin und her, nimmt einen Lappen, um die Maschine zu putzen und wirft ihn wieder weg, zieht den Kommodenschub auf, um ein Hemd herauszunehmen, das sie ausbessern will, läßt es aber liegen und schiebt den Kasten wieder zu. Gedankenfädchen spinnen sich an und reifen fogleich wieder ab. Sie denkt an das neue Kleid, an ihre rothen Haare, an die Kragen, die sie morgen vorrichten und nähen wird; ihr fällt ein, daß es Zeit sei Medizin zu nehmen, und sie schluckt einen Löffel voll hinunter; sie sucht sich auf die Geschichten zu besinnen, die ihr Frau Sabel eben erzählt hat und merkt, daß ihr nur eine verworrene, blasse Erinnerung geblieben ist.

Dann kommt sie darauf, ihren Hut hervorzufischen und zu sehen, wie sie ihn neu garniren müsse, damit er nicht zu sehr von dem neuen Kleide absteche. Eigentlich müßte sie auch einen neuen Hut haben, aber das ist wohl ein unerfüllbarer Traum. Wo soll sie das Geld dazu hernehmen? Er kostet wenigstens zehn Mark, sonst sieht er nach gar nichts aus, und so viel verdient sie gerade in einer Woche. Wenn es doch ein Mittel gäbe, einmal so lange das Essen zu lassen Nein, vom Essen kann sie sich nichts mehr abknäpeln. Aber wie, wenn sie täglich eine Stunde länger arbeitete? Elise rechnet: In sieben Stunden verdient sie noch nicht ganz eine Mark, sie würde also zehn Wochen brauchen, um das Geld zusammen zu haben, und in zehn Wochen ist der Frühling längst vorüber.

„Es muß auch so gehen,“ denkt sie und wendet den Hut, den sie in der Hand hält, nach allen Seiten. „Wenn ich hier ein neues Band aufsehe und die Feder kräufeln lasse und ihn mit neuem Sammet einfasse, wird er sich schon machen. Die Hauptsache ist doch das neue Kleid.“

Grübelnd stützt sie den Kopf mit dem Arm, der auf dem Fensterbrett ruht. Was kommt es darauf an, wie sie aussieht? Weshalb putzt sie sich? Wem will sie gefallen? — Gleichviel wem sie gefällt, wenn sie nur überhaupt jemandem gefallen könnte! Es giebt so viele Mädchen, die schöner, gesünder, und nicht so arm sind, wie sie. Die Glücklichen! Elise preßt die Lippen auf einander, und eine Falte legt sich auf ihre weiße Stirn.

Wie mag es nur sein, wenn man geliebt wird? Oft hat sie darüber nachgedacht, aber sie kann sich keine deutliche Vorstellung davon machen. Und doch liebt sie so viele Liebesgeschichten, liest von feurigen Küßen, von zärtlichen Umarmungen, von Seufzern und Kosen, und wird nicht klug daraus. Alles bleibt schattenhaft und wesenlos.

Im vorigen Winter war sie an einem Sonntag Nachmittag ausgegangen und in die Passage gekommen. Vor dem Schaufenster eines Papiergeschäftes war sie stehen geblieben und hatte die Auslagen genustert. Und plötzlich hatte sie ein dünnes Buch gesehen, dessen Titel durch einen weißen Papierstreifen halb verdeckt war, auf dem mit blauem Bleistift: „Hochinteressant! Preis 1 Mark“ geschrieben stand. Die „Geheimnisse der Liebe und Ehe,“ hieß das Buch. Elise hatte den Titel durch das dünne Papier lesen können und hatte wohl zehn Minuten vor dem Schaufenster gestanden und verflochten ihr Portemonnaie herausgezogen und nachgesehen, ob sie eine Mark bei sich habe. Aber so groß die Verführung war, hatte sie doch nicht hineinzugehen und das Buch zu kaufen gewagt. Was hätte man nur von ihr gedacht, wenn sie es gefordert hätte! Und mit heißen Wangen war sie von dem verlockenden Laden fortgegangen und hatte gefürchtet, daß ein jeder

in dem Menschenstrom, der durch die Passage flutete und sie mit sich forttrieb, ihr ansehen könne, welchen Gedanken sie gehabt habe.

Und am nächsten Sonntag hatte sie wieder vor dem Schaufenster gestanden und das Buch betrachtet. Auf dem Titelblatte war ein Bild, aber die Linien waren so schwach, daß sie durch den Papierstreifen nicht hindurchschienen. Was mochte das Bild vorstellen? Elises Phantasie schweift noch jetzt darüber herum, und je verworrener und unklarer ihre Vorstellungen sind, desto heißer wird ein unbestimmter, innerer Drang, das Räthsel gelöst zu erhalten

Der kleine Rentier auf dem Ziegeldache drüben ist verschwunden, aber seine Tauben sind dageblieben. Der Schlag steht offen, und sie fliegen aus und ein. Einige sitzen auf der Firs, andere kommen hinzu, sie stoßen und drängen sich, eine braunrothe Taube fliegt auf, die übrigen folgen ihr, mit kurzen Flügelschlägen kreisen sie ein Mal in der Luft herum und fallen dann auf eine andere Stelle des Daches nieder. Hurtig, unaufhörlich sind ihre Bewegungen, das schmale Brett vor dem Schlag ist ihr Tanzsaal. Ein großer, weißer Täuberich trippelt rastlos vor einer weißen Taube hin und her. Bald senkt er den Kopf, bald hebt er ihn hoch, er bläst den Hals auf, und seine Federn schimmern wie Schnee in der Sonne. Ein anderer mit schwarzen Flügeldecken und einem schwarzen Fleck auf dem Kopfe kommt hinzu und sucht ihn fort zu drängen. Der erste aber läßt sich nicht verschrecken und hadt mit dem Schnabel nach ihm. Kengilich flattert die weiße Taube in den Schlag und die beiden Nebenbuhler folgen ihr.

Auf dem geraden Dach eines Mansardenvorbau's sitzt ein Pärchen allein und ist dicht zusammengerückt. Der Täuberich sieht mit seinen runden Augen nach links und rechts, als spähe er, ob ein Störenfried in der Nähe sei, und zärtlich schmiegt sich die Taube an ihn. Jetzt schnäbeln sie sich. Elise sieht ihnen mit glühenden Augen zu, sie glaubt ihr Wirren hören zu können. . . . Immer heißer wird das Werben des Männchens, immer stürmischer seine Liebeslungen. Und jetzt duckt sich das Weibchen sanft nieder — es ist ein kleines blaugraues Täubchen — und er ist über ihr mit stolzem Flügelschlage.

Elise hat die Augen geschlossen. Durch ihr Gesicht flammt eine heiße Blutwelle und ihr Herz pocht in unruhigen, febrigen Schlägen. Eine süße Mattigkeit überkommt sie, ein Verlangen nach einem Gluck, das sie nicht kennt, dessen Fülle und Herrlichkeit sie nur ahnt. Von einem starken Arme umschlungen zu werden, sich ganz hingeben zu können, zu vergehen in lodrender Liebesflamme, wie die gelben Veste es schildern, ist ihre Sehnsucht.

Die Dämmerung ist gekommen und Elise sieht noch immer am Fenster. Längst sind die Tauben fort, sie schlafen schon in ihren Körben, und nichts ist von ihnen auf dem Dache geblieben, nichts, als ein paar weiße Flaumfedern. Die Schornsteine im Umkreis rauchen, und drohend zeichnet sich der Schattenriß des mächtigen Fabriksholtes im Hintergrunde von dem bleifarbigem Himmel ab, den die Nacht umspinnt. Und die Nacht verschluckt die schwarzen Rauchwolken, die unaufhörlich aus ihm zum Himmel emporrollen, und aus denen zuweilen ein leuchtender Funke niederfällt.

Elise ist aufgestanden und zittert vor Frost. Ihre Hände sind eiskalt, aber ihre Sitze brennen, und sie hat Kopfschmerzen. Sie wird sich Fliederthee kochen und dann zu Bett gehen.

Der Arzt ist hinausgegangen; das Rezept, das er geschrieben und auf dem Tisch zurückgelassen hat, ist noch tintenfeucht. Er hat bedenklich mit dem Kopf geschüttelt, aber Elise ist guten Muthes. Sie fühlt sich heut freier, sie hat fast gar kein Stechen in der Brust, die der Doktor eben untersucht hat, und sie hofft zuversichtlich, wieder gesund zu werden. Jetzt soll sie sterben, wo das Leben so schön geworden ist? Sie möchte leben bleiben.

Sie liegt in ihrem Bett und kann aus dem Fenster sehen. Frau Sabel hat ihr ein Kissen von den eigenen geklehten, damit sie etwas höher liege und besser athmen könne. Der rothfarbete Ueberzug der Betten läßt die Leichenblässe ihres Gesichts noch mehr hervortreten, das von offenen Haaren umwallt, wie ein von wildem Mohn bekränztes Marmorbild aussieht. Auf dem Stuhl neben dem Bett steht ein Wasserglas mit einem silbernen Löffel, der Frau Sabel gehört, und die Medizinflasche. Darunter steht ein Nachtgeschir, das der Arzt beim Herantreten an das Lager der Kranken zurückgeschoben hat, und in dem gelblicher Schleim, mit rothen, zarten Blutfäden durchseht, liegt.

Elise hat vorgestern einen Blutsturz gehabt. Wie das so rasch gekommen ist, kann sie sich nicht erklären. Den ganzen Frühling und Sommer über bis in den Herbst hinein war sie so frisch und munter, wie noch nie in ihrem Leben gewesen, sodas sie sich bei der Kaffe gesund melden konnte. Und am Montag, den 24. Oktober — sie weiß das Datum genau, denn es steht auf dem ersten Rezept, das sie heute neugierig angesehen — als sie gerade bei der Arbeit saß und sich nach einem Bändchen hüden wollte, um damit die fertigen Kragen zusammen zu binden, hatte sie husten müssen, daß sie zu ersticken gefürchtet hatte, und dann war das Blut gekommen. Ein

Glück, daß sie die Krage wenigstens nicht schmutzig gemacht hatte!

Alles ist still, nur den Doktor hört die Kranke draußen mit Frau Sabel sprechen. Sie streicht mit ihrer durchsichtigen Hand langsam die Bettdecke gerade und sieht sich in ihrer Stube um. Es ist doch schön, daß sie nicht in's Krankenhaus gebracht worden ist. Die Wirtin hat alles aufgeräumt: kein Leinwandknäuel ist auf der Diele liegen geblieben, und die Nähmaschine ist mit ihrem Kasten zugeeckt, über dem zum Ueberflus noch ein Tuch liegt. Nun kann kein Staub hinein und sich festsetzen. Auf dem Stuhl am Fenster liegen die zusammengebündelten Krage, und sobald sich Elise wieder kräftiger fühlt, sollen sie fertig werden. Hoffentlich verliert sie die Arbeit nicht.

Ihr Blick geht durch das Fenster, aber er bleibt nicht lange draußen. Es ist trübes Wetter, und die Schornsteine sehen schläfrig und verdrossen aus. Das Ziegeldach mit dem Taubenschlag kann Elise nicht erblicken, da es zu tief liegt, aber sie trauert nicht darum. Was geht sie der kleine Rentier mit seinen Tauben an, deren Junge längst flügge geworden sind. Sie weiß jetzt etwas Besseres.

Und langsam wendet sie den Kopf der Wand zu, an der ihr Bett steht. Neben dem Bilde der Mutter hängt dort eine neue Photographie im schwarzen, runden Rahmen. Die Photographie ist schlecht, obwohl der amerikanische Schnellphotograph, der eine Mark dafür erhielt, das Gegenteil versicherte, aber Elise erkennt das Bild doch. Ist sie es doch selber, Fräulein Elise Bahler, im neuen Kleide und den neuen Hut auf dem Kopf. Und neben ihr steht noch jemand, ein schnurrbärtiger, junger Mann, der etwas verlegen aussteht, und mit seiner breiten, kräftigen Hand die ihrige umspannt hält. Die Kranke lächelt und schließt die Augen; sie will davon träumen, daß es doch Einen giebt, dem sie gefallen hat. — — —

Frau Sabel hat den Arzt, der es sehr eilig hat, noch nicht losgelassen. Sie steht mit ihm auf dem Flur, da er durchaus nicht erst in ihr Zimmer treten wollte, und erkundigt sich, wie es der Kranken gehe.

„Schlecht, liebe Frau,“ erwidert der Doktor und zündet sich seine Zigarre wieder an. „Schlecht . . . sie ist zu sehr herunter.“

„Ich hab' es ja immer gesagt,“ bestätigt Frau Sabel „Fräulein Elise, sagte ich, Sie halten das Leben nicht aus. So mußte es ja kommen. Wie umgewandelt war sie im letzten Sommer. Keinen Sonntag vor zwölf Uhr nach Haus, und oft noch in der Woche zum Tanz! Das hält ja kein Gesunder aus, und nun so ein schwaches Ding. Immer lebte sie ordentlich und kümmerte sich um keine Mannsperson, bis sie in diesem Frühling mit dem Schlosser anbandelte, der bei mir auf Schlafstelle war. Er mußte ausziehen, denn so etwas dulde ich bei mir nicht. Aber nutzte das was? Immer mehr waren sie hinter einander her. Jetzt kommt er zu mir und flennt mir die Ohren voll und bringt mir Geld, damit die Elise gut gepflegt wird. Das thut' ich auch. Gewiß, das thut' ich . . . Deut habe ich ihr zwei junge Tauben beim Rentier Strosner drüben gekauft. . . Die Brüste darf sie doch bekommen?“

„Kochen Sie ihr nur die Brühe,“ spricht der Arzt und wendet sich zum Gehen.

Nachdenklich klettert er die Treppen hinab. „Also doch . . . doch!“ sagt er für sich. „Ich hatte mich also nicht getäuscht, als ich ihre Brüste sah. Fragen will ich sie nicht erst. Was soll sie sich aufregen! Durchzubringen ist sie nicht. Es kann höchstens noch eine Woche dauern. Im Grunde ist es ein Glück, denn das Kind, das sie in die Welt setzen würde, wäre doch strophulös.“

[Nachdruck verboten.]

„Pompejus.“

Von Hans R. Krauß.

So oft ich den Namen höre oder lese, muß ich lachen. Vor meinem geistigen Auge erscheint ein altes Haus mit einem Hirschgeweih am Giebel; die lange Hopfenstangen-gestalt des Hegers taucht empor; breitspurig steht er da, reißt mit beiden Händen an seinem unbändig langen Schnurrbart und winkelt mit den listigen Augenlein. Die dicke, am rechten Fuße hinkende Magd schlägt die Hände über'n Kopf zusammen und schreit mit komischem Entsetzen: „Ach, Herr Jees, der Pompejus ist da! . . .“ Und über das gutmütige Gesicht der Mutter und das ernste, verwitterte Antlitz meines Vaters huscht ein lächliges Lächeln. Und dann erscheint er selbst am Horizont, erst und selbstbewußt wie ein Veteranen-Kommandant, in gleichendem Gewande, den brennend roten Helm auf dem stolzen Haupte, der selbstherrliche Herrscher des ganzen Hofes — mit einem Worte, Er, der Herr Pompejus . . .

Alle Hühnerchen waren schon ausgekrochen, nur ein Ei lag noch kalt und schwer wie ein Stein unter der brütenden Henne. Plötzlich einmal, mitten in der Nacht, ertönte ein ängstliches Pipsen, ein zorniges Glucksen und Kreischen, und die quietschende Stimme der Magd rief: „Frau, das Hühnel ist ausgekrochen, aber die Henne will's todt machen“

So war es auch. Die Alte fiel über das Junge her und traktierte es mit Flügelschlägen und Schnabelhieben; die Hühnermutter war aus unerklärlichen Ursachen zur Rabenmutter geworden.

Das Kleine wanderte für einige Tage in den Federtopf.

Später, als die anderen Kücheln schon ganz munter

ihre Entdeckungsfahrten nach Brotkrumen, Körnern und Wärmern unternahmen, versuchte die Mutter, das Ausgestohene unter die Schaar der piepsenden Schreier hinein-zuschwärzen. Aber nicht genug, daß die alte Henne sich diesem Anfinnen auf das Kräftigste widersetzte, auch die Hühnerchen begannen in dem Nesthüchlein schon einen Feind zu wittern.

Und so blieb es denn in der Stube und wurde, was man so sagt, ein echtes Stubenhuhn. Es wuchs und gedieh viel schneller und besser als die übrigen; den ganzen Tag lief es hinter der Mutter einher, und hatte es Hunger, so schrie es, und war es zufrieden, so gackerte es, aber mit so tiefer Stimme, wie ein angehender Bassänger, dazwischen kollerte es wieder, als wäre sein Vater ein gravitätischer Truthahn gewesen. Furcht schien es gar nicht zu kennen; es kletterte mit seinen langen, starken Beinen den Jagdhunden auf den Rücken und schlug mit seinen Flügeln nach der Raqe.

Unser Heger nannte jeden, der ihm nicht in den Kram paßte, einen Pompejus. Wurde ein Baum aus dem Walde gestohlen, so konnte das nur so ein verd . . . Pompejus gethan haben. Wagte jemand gegen seine gewaltigen Aufschneidereien Einwendungen zu machen, so war das natürlich nur ein dummer Pompejus. Kurz, Pompejus war ein jeder und jedes, das ihm nicht zum Gesichte stand . . . Cäsar ist richtig bis auf den Hund gekommen; es laufen tausende vierbeinige Cäsaren in der Welt herum. Sein großer Gegner Pompejus hat es noch nicht so weit gebracht, aber bis auf den Heger war er doch gekommen. Und der alte Schnaubhart wußte auch, wer der Herr Pompejus gewesen: „Jrgend ein berühmter Kerl, so um Christi Geburt herum . . .“

Als das junge Huhn — die Magd hatte es gleich herausgebracht, daß es ein Hahn sei — mit der Zeit zu einem Mitglied der Hausgenossenschaft, man kann fast sagen, der Familie geworden war, mußte man ihm doch auch einen Namen geben. Einmal flog er während des Mittagessens auf den Tisch und trat mit beiden Füßen in den Suppenteller des Hegers. Der erboste und zugleich erschrockene Mann fuhr das Thier an: „Du vermoppelter Pompejus du, schaust, daß du hinauskommst aus der Suppen!“

Von der Stunde an hieß der junge Hahn Pompejus. Pompejus wurde immer zutraulicher, fecker, übermüthiger. Er jagte die Raqe und stritt mit den Hunden um das Futter. Wenn der Vater sein Nachmittags-schlächchen hielt, kroch er zuerst auf die Stiefel, flog ihm dann auf's Knie, auf die Schulter und zog ihn zu guter Letzt am Schnurrbart, bis er wach wurde.

Den größten Respekt vor Pompejus hatte die dicke Magd, besonders seitdem sie bemerkt, daß der Hahn einen Schnabel hatte wie ein Raubvogel; die untere Hälfte war kürzer, der Oberkiefer hakenförmig nach abwärts gebogen. Sie fragte immer wieder den Heger, ob es denn wahr sei, daß der „Lindwurm“ aus einem Hühnerrei von einer schwarzen Henne ausgebrütet werde.

Der Vogel vergalt auch ihre Theilnahme. Die Magd trug, wie es auf dem Lande Sitte ist, während des Sommers keine Strümpfe. Stand sie nun bei einer Beschäftigung, etwa beim Kartoffelschälen oder beim Butter-fasse, so schlich sich der liebe Pompejus schon sachte an sie heran, und ehe sie es sich versah, hatte sie einen Biß in ihre nackten Beine weg, daß sie laut aufschrie. Pompejus aber kollerte vor Vergnügen wie ein Mensch, dem seine Rache gelungen.

Pompejus war im Verlaufe einiger Wochen ein ganz stattlicher Hahn geworden, dem der Kamm blutroth von der Stirne leuchtete.

Die alte Henne lief noch immer mit ihren Hühnerchen, begann aber plötzlich zu kränkeln. Die Hühnerchen erhoben darüber ein unbändiges Geschrei, sprangen an ihr hinauf und hielten nach ihrem Schnabel; aus war's, ihr Kopf fiel herab, sie war todt.

Wenn früher Pompejus einmal in den Hof hinaus-kam, da wollte kein Mitglied der Hühnergemeinde sich mit ihm in einen Verkehr einlassen. Das junge Hühner-volk lief ihm sogar mit einer gewissen Scheu aus dem Wege. Als die alte Henne starb, war der junge Hahn zufällig wieder einmal im Hofe. Als nun die Hühnerchen sahen, daß die Alte sich gar nicht mehr rühre, steckten sie einen Augenblick die Köpfe zusammen — und ließen dann alle hinter Pompejus einher. Dieser sah sich die Gesell-schaft erst eine Weile an und begann dann zu scharren und zu locken.

Die Verwaisten hatten einen neuen Beschützer gefunden.

Natürlich bestärkte dieser Vorfall die Magd in ihrer Ansicht, daß es beim Pompejus nicht mit rechten Dingen zugehe.

Von jetzt an ließ sich Pompejus sehr selten mehr in der Stube blicken. Er schien alles Fröhliche vergessen zu haben und trat zu allen Hausbewohnern, mit Ausnahme der Mutter, in ein feindliches Verhältnis.

Am meisten hatte er es auf den Kuhjungen abgesehen. Wo immer er sich blicken ließ, war schon der Hahn hinter ihm her.

Und es war gar nicht so ungefährlich, Pompejus zorn auf sich gelenkt zu haben. Sein Schnabel war scharf und von der größten Schlagfertigkeit und Treffsicherheit. Er wurde von Tag zu Tag boshafter, besonders seitdem die jungen Hühner im Stande waren, allein ihr Futter zu suchen. Es war beinahe lebensgefährlich, mit ihm anzubinden; trotzdem ließ man ihn gewähren, theils, weil man sich der Possierlichkeit seiner Jugend erinnerte, ander-seits, weil es durch ihn immer etwas zum Lachen gab.

Die anderen jungen Hühner wurden geschlachtet und ge-essen, Pompejus stieg zum Beherrscher des Hühnerhofes empor.

Mit der Zeit machten sich bei ihm jene schnell wechseln-den Gefühlsausbrüche bemerkbar, welche man bei jungen Männern während der „Flegeljahre“ beobachtet. Die Bettelente ließ er gar nicht in's Zimmer, sie mußten vor dem Hofthore abgefertigt werden. Aber auch da lief er ihnen noch nach, riß ihnen die Säcke, in welchen sie das erbettelte Brot trugen, aus der Hand, schüttelte sie und warf sie zu Boden. Unter der ganzen Gilde der fahrenden Gesellen und Landstreicher war der Hahn des Försters von Neuhaus bekant und gefürchtet.

Eine Jugendfreundin meiner Mutter hatte auch von Pompejus Kunde vernommen, und obwohl sie ziemlich weitab wohnte, ließ sie die Neugierde doch nicht ruhen und trieb sie eines Tages zum Forsthaufe herauf. Der ihr vorgelegte Kaffee und der Austausch der Jugend-erinnerungen ließ sie anfangs des Hahnes ganz vergessen. Erst beim Abschiednehmen, vor der Thür, erinnerte sie sich des eigentlichen Grundes ihres Kommens und fragte nach Pompejus.

Der Hühner stand zufällig in der Nähe und von Uebermuth geplagt stieß er ein kräftiges „Ko-ko-ko“ hervor. Das war Pompejus Schlachtruf; und jedesmal, sobald sich ein anderer desselben bediente, gerieth er in Wuth. Es dauerte auch gar nicht lange, kam er mit gestäubtem Gefieder aus einem Winkel hervor. „Das ist aber ein lieber Kerl!“ wollte die Bäuerin sagen, da sah ihr Pompejus schon zwischen den beiden Kopftuchspitzen, frähte und schlug mit den Flügeln. Der Bäuerin verschlug der Schrecken die Sprache. Sie rannte zum Hof hinaus und den Abhang hinab, als sähe ihr der Teufel im Genick. Kam auch nicht mehr in unser Haus, so lange Pompejus lebte.

Im nächsten Jahre bekamen wir einen neuen Hüh-buben. Er war schon ein größerer Bürsche und glaubte mit dem Hahne leicht fertig werden zu können. Es war doch nicht so . . . Einmal Vormittags erscholl aus dem Hofe ein mörderisches Geschrei. Die Mutter sprang zum Fenster und sah den lieben Pompejus vor der Scheune wie eine Schildwache auf und ab stolziren. Der Hahn machte die Wendungen wie ein pflichteifriger exerzierender Rekrut und schaute von Zeit zu Zeit durch die Läden und Löcher in die Scheune. Die Mutter trat in den Hof und sah nach, wer denn im Gebäude stecke. Der tapfere Hüh-bub war's! Der Hahn hatte ihn plötzlich überfallen und in die Scheune geschleucht.

Mit der Zeit wurde Pompejus aber doch zu bössartig; er haßte dem Hunde des Forstmeisters ein Auge aus und riß meinem kleinen Bruder den Rock herunter. Von da ab pflog man Erwägungen, wie man den bössartigen Kerl los werden könnte. Das war aber keine so leichte Sache.

Der Heger hätte es am liebsten gesehen, wenn er geschlachtet worden wäre; dann wäre ihm das größte Bratenstück, wenn nicht der ganze Hahn sicher gewesen. Wer sollte ihn aber schlachten? Die Magd schwur ein Jurament, das Teufelsvieh nicht anzurühren. „Wer fängt ihn?“ rief sie. „Und zweitens, was nützt es, wenn ich ihm den Kopf abhade. Es wächst sicher wieder ein neuer nach. Frau, ich will mit dem Kerl nichts zu thun haben — lieber gehe ich aus dem Dienst . . .“ Die Mutter war zu weichherzig, um überhaupt nur ein Hühnerchen zu schlachten. Nur einmal im Leben hatte sie es probirt, und da war das arme Ding aus dem Bräuttopf gesprungen und zappelnd und schreiend in der Stube herumgelaufen. Und jetzt sollte sie Pompejus tödten, Pompejus, den sie aufgezogen wie ein kleines Kind? . . . Kam die Sache an die Männer. Einen Schuß war Pompejus nicht werth. Und anders, als mit der Büchse, tödtet kein Förster ein Thier.

Endlich einigte man sich dahin, Pompejus zu ver-kaufen. In aller Stille, so daß wir Kinder nichts merkten — denn wir hingen an Pompejus, wie an einen alten Kameraden — wurde er gefangen, in einen Sack gesteckt und der Magd auf den Markt mitgegeben.

Als die dicke Urschel am Nachmittage aus der Stadt zurückkehrte, lachte sie schon bei der Thür herein mit dem ganzen Gesichte. Und dann erzählte sie:

„Als ich so auf dem Markte stand — die Eier und Milch hatte ich schon verkauft — kam eine Bürgerfrau und fragte, was ich in dem Sacke hätte. „Einen Hahn“, sagte ich, „einen recht großen, und fett ist er und billig auch.“ Die Madam greift in den Sack, reißt aber die Hand gleich wieder zurück: „Ach, Herr Jees, der heißt ja . . .“ Ich mußte über das erschreckte Gesicht der Frau so lachen, daß mir der Sack beinahe aus der Hand glitt. Und richtig, hast du's gesehen, was mein lieber Pompejus schon auch heraußen und einem anderen Milchweib auf dem Buckel. Aber das Geschrei hätten's jetzt hören sollen, Frau! . . . Die Weiber waren wie närrisch. Alles sprang durcheinander: dabei wurden zwei Körbe umgeworfen, ein ganzer Bach Milch floß über den Markt. Man schrie nach der Polizei, nach dem Bürgermeister. Zwei Weiber rauchten, eine beschuldigte die andere, ihren Korb umgeworfen zu haben. Die anderen liefen mit ausgepreizten Fingern herum und wollten den Pompejus fangen. Die hätten herumspringen können bis zum jüngsten Tage und sie hätten ihn nicht erwischt. Da kam einer von der Polizei. Ich hab' immer geglaubt, deren Sabel wären eingeroßet. Weit gefehlt. Gerade, als der Pompejus wieder auf einen Korb flog, hieb er ihn, und rtsch — lag der Kopf herunter . . . Als Todien hab' ich ihn dann leicht ver-lauft . . . Da, Frau, haben's Geld . . .“

So zeigte sich Pompejus auch in der Todesstunde seinem großen Namensvetter ebenbürtig, und wie der alte Römer starb auch er durch Mörderhand. Möge dem Käufer die Verdaulichkeit leicht geworden sein . . .

Jean Meslier,

ein Vorläufer des proletarischen Sozialismus in Frankreich.

Die Werke einzelner Denker haben das Schicksal vieler Kunstschöpfungen von Meisterhand geteilt: in einer Zeit entstanden, welche dem vorausahnenden Geiste ihrer Verfasser nur Unverständnis, ungläubiges Kopfschütteln, wenn nicht das „Kreuzige ihn“ entgegenbrachten, schlummerten sie vergessen, bis sie Personen in die Hände fielen, welche in theilweiser Erkenntnis des gefundenen Schatzes an dessen Hebung gingen. Gefangene ihrer eigenen individuellen Entwicklung und der ihrer Zeit, ließen es sich die glücklichen Finder meistens angelegen sein, ihren Fund zu „reinen, zu restaurieren und zu modernisieren“, was oft nur darauf hinauslief, ein Meisterwerk nach dem Schnitt ihres Geistes und dem Geschmack der Periode zurechtzuspinnen, es zu entmannen, seiner charakteristischen Eigenheiten, seiner wahren Bedeutung zu berauben.

Verkrüppelt und verkannt wurde es dann durch die Jahre und die Fortschritte gestochen, bis endlich ein Kenner einen Akt säubernder Gerechtigkeit vollzog und das Werk in seiner Ursprünglichkeit offenbarte.

In die Galerie der lange Unbekannten, Bekannten und historisch Gemüthselben gehört auch Jean Meslier, einer der ersten Denker, welcher den modernen Sozialismus vorausahnte. Lange ehe die klassischen französischen Utopisten ihre Meisterwerke der Kritik der bestehenden Gesellschaft und ihre glänzenden Fantamasorien einer künftigen sozialen Einrichtung herausfordernd und tröstend in die Arena warfen, ja noch ehe deren vaterländische Vorläufer Morelly und Mably ihren strengen, engherzigen Utopismus in Theorien formten, da legte Jean Meslier in seinem „Testament“ ein kommunistisch-revolutionäres Glaubensbekenntnis nieder und entwickelte Lehren, welche sich von Grund aus von denen der genannten Vorläufer einer freien und natürlichen Menschheitsentwicklung unterscheiden.

In seiner Kritik der Verhältnisse und Einrichtungen seiner Zeit nicht weniger scharf, vernichtend und radikal als die Utopisten ihrer Epoche gegenüber, ist er ihnen an Schärfe der Auffassung und Klarheit des Ueberblicks darin weit überlegen, daß er die neue Gesellschaftsordnung nicht etwa zum Werk einer Handvoll menschenfreundlicher Ideologen oder eines erleuchteten und wohlwollenden Gottesgnadenthums macht, sondern dieselbe einzig und allein begreift als die Frucht einer Umwälzung durch das Volk.

So unvollkommen und irrig auch viele seiner Theorien sind und in Anbetracht der Zeit, in der er schrieb, und welche ihnen ihren Stempel aufdrückte, sein müssen, so keimhaft und seine Ideen oft anmuthen, so macht ihn doch die obige Auffassung nach der einen Seite hin zu einem direkten Vorläufer des modernen Sozialismus, mit seiner Anschauung von der Rolle und Aufgabe des Proletariats, von der Befreiung der Arbeiterklasse durch eigene Kraft.

Jean Meslier (1664—1733) war ein einfacher katholischer Landpfarrer zu Créteigny und But in der Champagne. Mehr als hundert Jahre, bevor er als Kommunist und Revolutionär bekannt war, hatten ihn Voltaire und die Encyclopädisten als Antiklerikalen, respektive Atheisten zur Geltung gebracht. Seine Person erfreute sich demzufolge des herzlichen Hasses der Klerikalen, die in Ermangelung anderer Schmuzes, mit dem sie seinen Namen befudeln konnten, ihm den Vorwurf der Feigheit und Unaufrichtigkeit über das Grab nachschleuderten. Wir wissen nicht, inwieweit dieser Vorwurf begründet ist, und ob Meslier unter seiner Gemeinde seine Ueberzeugungen zu verbreiten suchte. Soviel ist jedoch bekannt, daß der kommunistische und atheistische Pfarrer ein tadelloses Leben führte, und daß seine Herzengüte und Weichheit des Gemüths so groß war, daß er seinem Ausspruch nach „kein Huhn erwürgen sehen konnte.“ In jener Zeit der allgemeinen Verrohung und Verwilderung will das schon etwas sagen.

Er vermochte sein geringes Hab und Gut seinen Reichthümern und starb freiwillig ein Opfer seiner Hingebung, seines warmen Eintretens für dieselben. Die beiden Dörfer, über deren Seelenheil er waltete, waren Besitzthum eines harten, habgierigen Landedelmans, de Clatry, de Fouilly oder de Louilly, welcher die armen Bauern in schändlichster Weise auspreßte und mißhandelte. Als alle Bitten und Ermahnungen Meslier's, mehr Menschlichkeit zu üben, fruchtlos blieben, schloß dieser den Krautjunker nicht mehr in die christliche Fürbitte ein, wofür ihm von diesem gar übel mitgespielt ward. Die Angelegenheit wurde außer dem von dem Edelmann vor den Erzbischof von Reims gebracht, welcher sich natürlich beilegte, dem Recht zu geben, der die Macht besaß. Dadurch ebenso wenig eingeschüchtert, brachte Meslier die Sache auf der Kanzel zur Sprache und beschwor das börsische Tyrannenthum, „Wittwen und Waisen nicht länger zu mißhandeln.“ Als Antwort hierauf erfolgte eine Reihe derartiger Scherereien und Verfolgungen, daß der fast 70-jährige Greis nur einen Ausgang sah: den Tod. Meslier ließ sich freiwillig verhungern.

Sein Ende zeigt jedenfalls, daß es ihm nicht an Aufrichtigkeit, Muth und Charakterstärke fehlte.

Seine Ueberzeugungen hat er in seinem „Testament“ niedergelegt, das er in drei Exemplaren zurückließ. Jedes

einzelne davon bestand aus 366 Blättern, auf denen er in klarer und gedrängter Handschrift entschieden atheistische und revolutionäre Ansichten entwickelte. Das eine Exemplar seines Testaments ging verloren, das zweite gelangte vierzig Jahre nach dem Tode seines Verfassers in Voltaire's Besitz, das dritte fiel fast ein Jahrhundert später in die Hände des Freidenkers Charles Rudolf, welcher 1864 in Amsterdam eine vollständige Ausgabe davon mit vorausgehender Biographie erscheinen ließ. Voltaire brachte dem Testamente nicht das gleiche tolerante Verständnis und den weiten Blick entgegen, wie der Freidenker unserer Zeit. Anfangs war er im höchsten Grade interessiert und hingerissen von einer Lektüre, welche ihm in der Person eines simplen Landpfarrers einen ebenso scharfsinnigen als unerbittlichen Zerlöser des christlichen Dogma's, ja jeder geoffenbarten Religion überhaupt entfaltete, so daß er begeistert ausrief: „Wer ist der unbekannte Pfaffe, der wie Locke denkt?“ Als er aber bei aufmerksamer Durchsicht konstatierte, daß dieser Pfaffe nicht nur wie er selbst antichristlich, sondern wie Hobbes und Cassendi entschieden atheistisch und materialistisch war, ferner, daß er sich als Republikaner bekannte, dem Tyrannenmord ein Wort rede, die bestehende Gesellschaftsordnung verurtheilte und einen Kommunismus predigte, welcher hinter dem des Thomas Morus und des Campanella nicht zurückstand, daß er Zukunfts bilder entwarf, welche sich denen der Utopisten Morelly, de Saint-Pierre und Mably an die Seite stellten, ward sein Lob um viele Grade kalter. Der geistreiche Deist und Monarchist Voltaire konnte sich mit dem Materialisten, Atheisten und revolutionären Republikaner nicht abfinden, er fand, daß er „in dem Werke viel Unkraut auszusäen habe, welches das gute Korn erstickt.“ In Anbetracht des „empörenden“ Charakters vieler Behauptungen hielt er es für nöthig, das „Testament“ an allen Orten und Enden zu beschneiden, alle Stellen zu eskamotieren, welche Meslier weit mehr als bloß antichristlich zeigten, jede Kritik und Lehre zu unterdrücken, welche gegen Staat und Gesellschaft gerichtet war.

So wurde der Welt ein höchst farblosler heistischer Meslier bekannt, welcher nicht einmal mehr den Ansprüchen der Encyclopädisten entsprach, so daß d'Holbach 1772 einen neuen und radikalern Auszug des „Testaments“ publizierte, welcher den Titel führte: „Der gesunde Menschenverstand des Pfarrers Meslier“ (le bon sens du curé Meslier) und welcher seinen Verfasser als Materialisten und Atheisten zeigte. Die revolutionären und sozialistischen Ansichten des Pfarrers waren auch in der neuen Ausgabe seines „Testaments“ sorgfältig bei Seite geschoben worden, und Meslier blieb eine einseitig bekannte Gestalt bis Charles Rudolf Kenntniß des dritten Originalemplares des „Testaments“ erhielt und eine vollständige Ausgabe desselben veranstaltete.

In derselben erscheint Meslier als ein entschiedener und direkter Vorläufer des modernen Sozialismus, dessen Entwicklungsgeschichte dadurch um einen interessanten Beitrag bereichert wird. Als Vorläufer des Sozialismus erweist er sich nicht nur in der Kritik der sozialen und politischen Verhältnisse von Staat und Gesellschaft, sondern auch in den Bildern einer zukünftigen Gesellschaftsordnung, die er entrollt.

Das unglückliche Elend der Zeit, in welcher Meslier lebte, brachte es mit sich, daß der ideal beanlagte Theil der geistigen Elite sich in eine bessere Zukunft flüchtete, von einer gerechteren, glücklicheren Organisation der Gesellschaft träumte. Auf diesen Umstand sind auch die zahlreichen Werke über „die Kunst zu regieren“, „die Kunst Fürsten zu erziehen“ u. zurückzuführen, ebenso wie die bereits erwähnten zeitgenössischen Utopistereien. Sie alle charakterisiren sich als Erlösungsscheine, der direkt oder indirekt leidenden Gesellschaftsmisglieder, welche in Verkenner der Umstände einen aufgeklärten und wohlwollenden Despotismus zum sozialen Erlöser aufrufen, dessen Rolle die nachfolgenden klassischen Utopisten im Namen der absoluten Gerechtigkeit und Wahrheit einem begeisterungsfähigen und menschenfreundlichen Bürgerthum zuerkannten.

Meslier zeigt sich sowohl seinen Zeitgenossen wie deren größeren Epigonen dadurch hoch überlegen, daß er von dem durch die geschichtliche Entwicklung verurtheiltem Königthum oder dem Wohlwollen einer Gesellschafts-schicht absolut nichts forderte und hoffte. Er macht zur Voraussetzung einer neuen kommunistischen Gesellschaftsordnung das selbstbewusste kraftvolle Volk, das sich selbst befreien und von allem gesellschaftlichen Uebel erlösen muß, da der Gegensatz der Klassen eine gründliche Besserung auf anderem Wege hindert.

Stadt und Land.

Das Anwachsen der großen Städte und die Abnahme der Landbevölkerung, oder doch deren geringe Zunahme hat verschiedene Gründe. Sie sind nicht bloß wirtschaftlicher, sie sind auch gesellschaftlicher Natur.

Die großen Fabriken der Städte ziehen Massen von armen Leuten beiderlei Geschlechts und besonders die junge Generation herbei, weil der Lohn daselbst besser ist, wie der Lohn der Ackerbau-Arbeiter, und weil die Fabrikarbeit zwar monoton, aber durchaus nicht so anstrengend ist, wie die Feldarbeit.

Das ist die wirtschaftliche Seite. Die gesellschaftlichen oder sozialen Vorzüge der Stadtbewohner bestehen darin, daß der Arbeiter nach der Arbeitszeit sein freier Herr ist, daß er seinen eigenen Hausstand gründen und leben kann, wie er will, was den bei den Bauern und Groß-

grundbesitzern wohnenden Knechten und Mägden nicht gestattet ist.

Die Vergnügungen und Festereien der Städte haben ferner eine große Anziehungskraft für eine lebenslustige Jugend, welcher auf dem Lande nur höchst selten ein Vergnügen oder eine gefellige Zusammenkunft gestattet ist, während sie an einen strengen Sonntags-Kirchenbesuch gebunden zu sein pflegt.

Die zugewanderten ländlichen Arbeiter haben in den Städten unzweifelhaft den Lohn gedrückt und oft ganz verzweifelte Verhältnisse geschaffen. Aber andererseits hat der beginnende Mangel an allseitig tüchtigen Arbeitern den Lohn in manchen Zweigen der landwirtschaftlichen Thätigkeit entschieden gehoben, freilich sind dabei auch viele kleinere Besitzer, die sich durch Schuldloshen hielten, zu Grunde gegangen — besonders, seitdem die überseeische und russische Konkurrenz auch noch die Abschapperei gedrückt hat. Da sie ihre Arbeitslöhne bei ihrer (gegen andere Konkurrenten zurückgebliebenen, schlechten) technischen Ausrüstung nicht über eine gewisse Grenze erhöhen können, sehen sich viele Bauern gezwungen, ihr Land billig loszuschlagen und nach dem „fernen Westen“ zu ziehen, um dort ihr Glück zu suchen.

Fragt man nach dem Grund dieses Arbeitermangels, so erzählt man die oben angegebenen Ursachen.

„Es strömt Alles nach der Stadt“, — heißt es, — „Niemand will auf dem Lande bleiben. Der Sohn des Bauern, der einst als selbständiger Mann auf seines Vaters Ackergut walten könnte, zieht es vor, in die Stadt zu gehen und sich dort als „Lohnsklave“ zu verdingen. Er verschmäht die „gesunde“ Landarbeit, die reine Luft und die „gesunde Kost“, um im Dienst der Stadt und der Fabrik und in elenden Miethhäusern zu leben. Ebenso sei es mit den Töchtern. Nur von Vater und Mutter abhängig, „ohne Noth“, bei „gesundem“ Leben, treibe sie die Sucht, ganz selbständig zu werden, wie sie waren, und der „Puff- und Vergnügungs-Teufel“ in die Fesseln der städtischen Fabrik oder des Diensthumbums, wo sie so leicht durch körperliche Noth und durch Verführung dem moralischen Ruin anheimfallen.“

Die biederen Agrarier, die so jammern, wissen natürlich ganz genau, daß ihre Arbeiter alle bei ihnen bleiben würden, wenn sie dieselben anständig behandelten und zahlten und sie nicht über die Kraft ausnützten. Thun sie das nicht, so wird eben auch die Fortwanderung der Arbeiter bleiben.

Weil diese aber anhalten wird, so müssen auch die städtischen Arbeiter immer mehr darauf sinnen, ihre Brüder vom Lande zu organisiren und aufzuklären, sie für die schon bestehenden Lohnorganisationen zu gewinnen, damit sie aus bloßen Lohnbrüchern im Interesse des Kapitals zu Mitstreitern gegen das Kapital werden.

Es wird schwer halten, das zu erreichen, aber das Mögliche muß hier gethan werden, wenn die Zustände in manchen Gewerben nicht ganz unerträglich werden sollen.

Schluß.

Auch die Religion verwendet der anständige Liberalismus (bloß dieser? D. Red.) mit guter Absicht. Sie dient ihm, die Wünsche „der Schwachen“ im Zaum zu halten, damit das „Glück der Starken“ um so freier herrsche. Sächsisches Landesztg. tom.

Die Gütererzeugung hat selbst die ausschweifendsten Hoffnungen übertroffen, und doch scheint der Tag noch ebenso fern wie je, wo der Arbeiter einen ansehnlichen Antheil daran erhält, und in seiner elenden Wohnung führt er gegen Noth und Elend noch immer einen Kampf, so schwer wie nur je.

Henry Fawcett, ehemals englischer Generalpostmeister.

Verglichen mit unseren erstaunlichen Fortschritten in den physikalischen Wissenschaften und in ihrer praktischen Anwendung bleibt unser System der Regierung, der administrativen Justiz, der Nationalerziehung und unsere ganze soziale und moralische Organisation in einem Zustande der Barbarei. A. Wallace, der malayische Archipel.

Arbeit scheuet nicht und Wachen,
Aber hütet eure Seele
Vor dem Karrieremachen!

Theodor Storm.

Arbeiterversicherung, Gewerkschaftliches.

Wir haben schon oft darauf hingewiesen, daß die Zünftler unter den Handwerkern die Minderheit bilden. Auch der deutsche Schneidertag hat den Beweis dafür geliefert. Die Frage, wieviel Handwerkermeister es in Deutschland giebt, ist trotz der Zahlen der Berufsstatistik, die in mehreren hundert Bänden vorliegen, nicht so leicht zu beantworten; denn die Grenze zwischen Handwerk und Fabrikbetrieb läßt sich schwer ziehen. Rechnet man aber alle Betriebe ohne Gehilfen und die mit 1 bis 5 Gehilfen zum Handwerk und läßt Alles, was von Betrieben mit mehr als 5 Gehilfen zum Handwerk und läßt Alles, was von Betrieben mit mehr als 5 Gehilfen noch handwerksmäßig ist, unberücksichtigt, — der Fehler wird sich dadurch ausgleichen, daß manche Betriebe mit weniger als 5 Gehilfen schon einen fabrikmäßigen Charakter haben, weil sie mit Motoren arbeiten — so ergibt sich eine Zahl von mehr

als 2 Millionen Handwerkern. Und davon sind 203 398 in den Innungen, d. h. also wenig mehr als 10 Prozent! Und in den Verbänden sind der Schneider sind 9743 Mitglieder, während es, nach der obigen Art berechnet, mehr als 55 000 selbständige Schneiderei-Hauptbetriebe gibt, wobei also von solchen Schneidern ganz abgesehen wird, welche nebenbei, in der Provinz namentlich in der Landwirtschaft thätig sind. Angesichts dieser Zahlen muß man sich fragen, wie diese verschwindende Minderheit dazu kommt, dem Handwerke Gesetze vorschreiben zu wollen und für sich allein das Lehrlingswesen zu beanspruchen?

Am Sonnabend sprach der Abg. Frohme in Bant vor etwa 600 Arbeitern über „Sozialreform und Altersversicherung“. Die Versammlung nahm zum Schlusse folgende Resolution an:

„Die heute, Sonnabend, den 28. Juli in der „Arche“ zu Bant tagende und von ca. 600 Personen besuchte öffentliche Volksversammlung erklärt sich mit den Ausführungen des Referenten vollkommen einverstanden.“

Die Versammlung verwirft ganz besonders die bei der Alters- und Invalidenversicherungsvorlage getroffene Einrichtung der Quittungsbücher, in welcher Einrichtung dieselbe nur die von reaktionärer Seite ersehnte Einführung „obligatorischer Arbeitsbücher“ für alle Arbeiter erblickt.

Da eine solche reaktionäre Einrichtung aber die Würde des Arbeiterstandes verlegt, so protestiert die Versammlung gegen eine Einführung der besagten „Quittungsbücher“ und erklärt: lieber auf die höchst unzureichende Alters- und Invalidenversicherung verzichten zu wollen, als um dieser zweifelhaften „sozialen Reform“ willen sich das obligatorische Arbeitsbuch in Form des Quittungsbuches aufdrängen zu lassen.“

Zu einem königlich preussischen Gewerkeverein sollte auch der Fachverein der Töpfer in Bunzlau umgemodelt werden. Die dortige Polizei wollte nämlich dem genannten Verein ein Statut oktroyieren, das folgende Bestimmungen enthält: „Der Vorstand besteht aus 2 Mitgliedern, dem Vorsitzenden und Kassierer, **die Vorstände werden von der Polizei gewählt.** Der Vorsitz ist ein Ehrenamt. Der Kassierer muß Kaution erlegen und von dem Vereine besoldet werden. Die Fonds des Vereins müssen richtig angelegt werden; wann die Beiträge erhöht oder erniedrigt werden sollen, **hat die Polizei zu bestimmen.** Ueber alle Ausgaben muß Rechnung geführt werden, eine Rechnung hat der Vorstand, die andere muß die Polizei haben, also immer zwei. Ueber Streitangelegenheiten will die Polizei den Schiedsrichter machen. Bei jeder Versammlung ist Polizei da, und was beraten werden soll, muß auf die Tagesordnung gesetzt und 48 Stunden zuvor bekannt gemacht werden, und sonst noch verschiedene schöne Sachen.“ Da sich die Bunzlauer Töpfer noch nicht auf die Höhe der deutschen Buchdrucker hinaus geschwungen haben, so haben sie ihren Fachverein lieber aufgelöst. Der § 152 sieht übrigens nach wie vor noch in der deutschen Gewerbeordnung, und in der Theorie haben auch die Bunzlauer Töpfer noch das Koalitionsrecht. Mit der Praxis freilich hapert's, es sei denn, die dortigen Arbeiter erlauben sich die Freiheit, auch ohne Verein zu streiken.

Ein Kongress der deutschen Schuhmacher (Arbeiter) findet am 22. Oktober d. J. in Weimar statt. Hauptpunkt der Tagesordnung ist: „Die Organisation der Schuhmacher Deutschlands.“

Die Hamburger Tischler schreiben in einem Flugblatt: Wenn auch der Streik seinem Ende ziemlich nahe ist und wir im Allgemeinen einen fast vollständig befriedigenden Abschluß erreicht haben, so müssen wir doch die Kollegen in Deutschland bitten, auch ferner für uns einzutreten. Vor allen Dingen ist der **Zuzug fern zu halten**, und auch die von hier abgereisten Mitglieder möchten wir ersuchen, nicht eher nach hier zu kommen, bis wir sämtliche verheiratete und noch im Kampfe befindlichen Kollegen untergebracht haben. Leider gebietet uns die dringende Noth, auch an die **materielle Hilfe** der Kollegen zu appellieren. Durch den langen Kampf und die große Zahl der zu unterstützenden Kollegen haben wir viele Verbindlichkeiten eingehen müssen. **An Unterstützungen haben wir bis heute etwas über 80 000 M. ausgegeben**, und jetzt sind noch jede Woche fast 2000 M. erforderlich. Nun sind aber unsere Reserven vollständig verbraucht; hier an Orte ist von den anderen Gewerkschaften wenig mehr zu erhalten, und so sind wir auf uns selbst und die Hilfe unserer deutschen Kollegen angewiesen. Unsere Schuldenlast beträgt 20 000 M., davon sollen, oder richtiger, müssen wir zum 5. August 5000 M. bezahlen. Es ist dies ein auf Befehl für uns durch unseren Herbergswirth aufgenommener Posten und können und dürfen wir diesen Mann nicht im Stiche lassen. Ist es uns nur möglich, diesen Posten zu decken, dann werden wir mit den anderen schon leichter fertig, da der Rest von 15 000 M. nicht so drängt. Wir ersuchen daher unsere Kollegen, jetzt in der dringendsten Noth uns auch noch beizustehen und uns beifällig zu sein, diese Summe zu dem festgesetzten Termin zusammenzubringen. Das Geld, welches wir hier durch die Beiträge der in Arbeit befindlichen Kollegen aufbringen, geht für Unterstützungen weg. Außerdem ist ein großer Theil von Kollegen mit Prozessen beklagt worden, die auch bedeutende Geldkosten verursachen. — Sobald wir im Stande sind, unseren eingegangenen Verpflichtungen nachzukommen, wird auch unsere Organisation an Größe und Kraft gewinnen, so daß, wenn die Kollegen an einem anderen Orte in solch einen schweren Kampf gedrängt werden sollten, wir ihnen auch erfolgreich beistehen könnten. — Also nochmals, Kollegen, haltet den Zuzug fern, unterstützt uns, damit wir auch, so nahe am Ziele, einen vollständig befriedigenden Abschluß herbeiführen können.

Aufruf an sämtliche Maler Berlins! Kollegen! Bereits im Jahre 1885 wurde, um die geistige und materielle Lage zu verbessern, ein Verband der Maler und verwandten Berufsge-

nossen Deutschlands gegründet. Leider konnten dem Vereinsgehe gemäß die Kollegen der Einzelstaaten dem Verbands nicht beitreten, aber der Vorstand hat Mittel und Wege gefunden, um es den Kollegen möglich zu machen, sich dem Verbands anzuschließen. Es sind deshalb auf der Generalversammlung die Statuten geändert und eine Vereinigung der Maler Deutschlands auf der Basis des § 152 der Gewerbeordnung gegründet. Die Vereinigung hat die Arbeits- und Lohnverhältnisse der Maler Deutschlands zu regeln, als Hauptaufgabe sich ansetzt. Und nun, Kollegen, liegt es an Euch, mit Eurer an das Werk heranzugehen, um uns wie der Gesamtheit ein menschenwürdiges Dasein zu verschaffen. Um dies für Berlin besser bewerkstelligen zu können, ist es nöthig, jedem Kollegen es möglich zu machen, sich an den Vereinsversammlungen theilnehmen zu können, und daher müssen mehr Filialen für Berlin gegründet werden. Darum auf, Ihr Kollegen von Nord, West und Ost! Gründet Filialen und tretet geschlossen der Vereinigung bei. Wir würden unsere Lage in Berlin niemals ernstlich verbessern können, wenn wir nicht vor allen Dingen suchen, den Zuzug nach Berlin fernzuhalten. Deshalb müssen wir heißen, auch die Arbeits- und Lohnverhältnisse der Maler außerhalb Berlins zu verbessern. Darum, Kollegen, an das Werk! Ihr habt kein Recht, über schlechte Zeiten zu klagen, wenn Ihr gleichgiltig der Sache gegenübersteht. Unsere geistige Trägheit und Gleichgiltigkeit sind es ja, welche die schlechten Verhältnisse selber hervorgerufen. Ebenso wie der einzelne Kaufmann, wenn er durch die Wähe zieht, sich der großen Karawane anschließt, um sich vor Räuber zu schützen, so muß sich jeder einzelne Kollege der festen Organisation anschließen, um sich gegen Lohnreduktion und Maßregelung zu schützen. Kollegen! Ihr müßt beweisen, daß Ihr Männer seid, welche erkannt haben, daß sie es ihrer Familie, ihren Kollegen und der Nachwelt schuldig sind, an dem Bau zur Verbesserung der Allgemeinheit mitzuhelfen. Seien wir stets des Wortes eingedenk: „**Jammer strebe zum Ganzen, doch kannst Du selber kein Ganzes werden, als dienendes Glied schliesst an ein Ganzes Dich an!**“ In nächster Zeit finden im Westen und Norden und Osten Versammlungen statt, zur Gründung von Filialen, und dort sollt Ihr beweisen, daß Ihr Eure gerechte Sache zu vertreten wißt. Die Versammlungen werden noch durch Säulenanschlag bekannt gemacht werden, bis dahin agitiere ein jeder Leser dieser Zeilen für die gerechte Sache! Mit kollegialischem Gruß! Regeant, Maler, Zimmerstraße 38.

Langenbielau, den 31. Juli. Heute stellten 500 Weber bei Ehr. Dierig hier die Arbeit ein. Die Weber verlangen tägliche Lohnzahlung. Bisher wurde Mittwoch und Sonnabend gelohnt, Mittwoch die Stücke, welche bis 2 Uhr geliefert waren und Sonnabend die Stücke, welche bis früh 10 Uhr geliefert waren, jetzt sollte durch Anschlag nur der Lohn für die Waare Sonnabend gezahlt werden, welche bis Freitag Abends gepust geliefert wird. Die sich nun aber die Woche durch geschunden haben, sollen jetzt bis Mittwoch hungern und Schulden machen — wenn Jemand borgt. Die Sache der Weber ist also durchaus gerecht.

Zum Berliner Schmiedestreik. Wir ersuchen nochmals alle diejenigen, welche sich noch im Besitze von Sammelbüchern befinden, dieselben so schnell wie möglich eingehen zu lassen, behufs Abrechnung. L. Vossin.

Streiksammlungen und behördliche Genehmigung. In der Strafsache Baginski, Klingner und Krause (vergl. Nr. 27 der „Volks-Tribüne“) wegen Ausbreitung öffentlicher Kollekte ohne Genehmigung des Königl. Polizei-Präsidenten (Uebertretung der Polizei-Verordnung vom 19. Februar 1867, §§ 47, 77, 78 des Strafgesetzbuchs) lautete das Urtheil bei der am 31. Juli vor dem Schöffengericht stattgefundenen Verhandlung gegen Krause und Klingner auf Freisprechung, gegen Baginski auf 15 Mark Geldstrafe ev. 3 Tage Haft. Und zwar erkannte der Gerichtshof dahin, daß Klingner und Krause keine Aufforderung zur Sammlung unterzeichnet und von dem Erscheinen des Artikels in Nr. 97 des Volksblattes keine Kenntniß hatten, während Krause sich als Urheber des Artikels in Nr. 83 bekennt. Dieser Artikel ist aber lediglich eine Aufforderung zum Anschluß an die Organisation. Auch die Worte „Zahlstellen zum Streikfund befinden sich bei u. s. w.“ können nicht als Ausbreitung einer öffentlichen Kollekte aufgefaßt werden. Baginski bekannte sich als Urheber des Artikels in Nr. 97 des Volksblattes und gab zu, zu Sammlungen aufgefordert zu haben. Der betreffende Artikel enthält folgende Stellen: „**Helft uns also, Arbeiter Berlins, die Schuhmacher auf ein höheres Niveau zu stellen und unterstützt die Streikenden nach Kräften.**...“ Dasselbe sind auch Sammelbücher in Empfang zu nehmen und abzuliefern.“ Auf Grund dieser Stellen, welche als „Ausbreitung einer öffentlichen Kollekte ohne Genehmigung des Königl. Oberpräsidenten“ betrachtet werden, erfolgte die Verurtheilung des Max Baginski. Der Einwand des Angeklagten, daß nach § 152 der Gewerbeordnung alle Verbote, welche der Vereinigung zur Erzielung besserer Lohnbedingungen gegenüberstehen, außer Kraft gesetzt sind, wurde als nicht zur Sache gehörig, abgelehnt. Wir fügen hier gleich noch folgende, die Berliner Schlosser-angehende Notiz hinzu: Zur Vernehmung vor dem Polizeipräsidenten wurden am 30. v. M. Mittags 12 Uhr geladen: die Schlosser F. Koch, Adolphsdr., Karl Birch, Peterstr. und Th. Friede, Brunnstr. Dort wurde ihnen eröffnet, daß sie auf Veranlassung der Königl. Staatsanwaltschaft mit einem polizeilichen Strafmandat wegen unerlaubten Kollektirens (für die streikenden Hamburger Kollegen) bedacht werden sollten.

Bereine und Versammlungen.

Der Fachverein der Tischler hielt am 28. Juli Neue Gränze 28 seine ordentliche Generalversammlung ab. In derselben erstatteten der Vorstand, sowie die Kommissionen Bericht über ihre Thätigkeit im verfloffenen Vierteljahr. Dem Bericht des Vorstandes, Herrn Merkel, zufolge betrug die Einnahme 491,43 M., dazu der Bestand vom vorigen Quartal ergibt die Summe von 2748,13 M. Die Ausgabe betrug 1081,65 M. Es blieb demnach Bestand am 1. Juli 1666,48 M. Dem Redanten wurde Decharge erteilt. — Die Bibliothek des Vereins wurde im letzten Quartal von 82 Mitgliedern benutzt. Auf dem Arbeitsnachweis liefen 206 Adressen ein, von denen 166 erledigt werden konnten. Hierauf wurde zu den Ertragswahlen der Arbeitsvermittlungskommission geschritten und an Stelle der Ausscheidenden die Herren Schubert, Hoffmann, Swoboda, Grunert, Köste, Köke, Roggemann, Werner und Wörner gewählt. Die Wähler zur Werkstat-Kontrollkommission wurden, da ein Antrag auf Auflösung derselben von Seiten der Kommission gestellt war, mit dem Motiv: „es existire in Berlin eine andere Kommission, die freier und wirksamer für das gewerkschaftliche Interesse der hiesigen Tischler arbeiten könnte“, verjagt und beschloffen diese Angelegenheit als ersten Punkt auf die Tagesordnung der nächsten Versammlung zu setzen. — Ferner beschloß die Versammlung, weitere 300 M. den streikenden Tischlern in Hamburg zu überweisen. Es hat somit der Verein insgesammt 1000 M. zum diesjährigen Hamburger Streik beigetragen. — In Anbetracht dieser Thatfache und der in Berlin jetzt lauzirenden Gerüchte, daß hiesige Geschäfte Arbeiter für in Anspruch befindliche Hamburger Meister anfertigen sollen, wurden die Gründe des Kommissionsauflösungsantrages von den Herren Köke und Millarg als mindestens recht fragwürdige bezeichnet. — Von einem noch in diesem Jahre zu veranlassenden Sommerfest wurde Abstand genommen.

Eine zahlreich besuchte Schneiderversammlung tagte am Mittwoch, den 1. August, in Grätzel's Bierhallen und war sehr zahlreich besucht. Die Tagesordnung lautete: „Die Streiks-

im Allgemeinen und welche prinzipielle Stellung nehmen wir zu denselben?“ Der Vorsitzende, Herr Lätterm, berichtete in kurzen Worten über die nicht genehmigte Versammlung, in welcher er über das Wesen und Wirken der Innungen referieren sollte. Herr Pfeifer nahm gleichfalls hierzu das Wort und verlas einen Bericht über die Geschichte der 600 jährigen Schneiderinnung und wurde demselben volle Anerkennung gezollt. Nun trat die Versammlung in die Tagesordnung ein und der Referent, Herr Jigmann, führte in kurzen Worten die Stellung der zielbewußten Arbeiter zu den Streiks aus und erbat die Versammlung sich lebhaft an der Debatte zu theilnehmen. In der sehr lebhaften Diskussion erklärten sich alle Redner für eine gut organisierte Lokat-Vereinigung, um im Falle eines Streiks die Forderungen der Arbeiter mit Nachdruck zur Geltung zu bringen.

Große öffentliche Versammlung der Buchbinder und verwandten Berufsgeossen am Montag, den 6. August cr., Abends 8 Uhr, im Louisenstädtischen Konzerthaus, Alte Jakobstr. 37. Tagesordnung: 1. Die Alters- und Invalidenversicherung. Referent Herr Bernhard Jost. 2. Diskussion. Um recht zahlreichen Besuch bittet der Einberufer.

Öffentliche Versammlung der Schlosser und Maschinenbauarbeiter Berlins am Dienstag, den 7. d. M., Abends 8 1/2 Uhr, im Lokale des Herrn Heibrich, Beuthstr. 22, 1. Tr. Tagesordnung: Wie stellen wir uns zur Einberufung eines Kongresses der Schlosser und Maschinenbauarbeiter Deutschlands? Jahres- und pünktliches Erscheinen erwünscht.

— **Fachverein der Former und verw. Berufsgeossen.** Sonntag, den 5. August, Vormittags 10 Uhr, Invalidenstr. 144 in Hauptmann's Salon, Versammlung. Tagesordnung: 1. Vortrag. 2. Wahl des 1. und 2. Vorsitzenden. 3. Verschiedenes und Fragekasten.

— **Verband deutscher Zimmerleute.** Lokalverband Berlin Nothbr. Versammlung, Montag, den 6. d. M., Abends 8 1/2 Uhr, im Lokal Stromstr. 28. Tagesordnung: 1. Vortrag „Was lehren uns die großen Unternehmungsverbände der Neuzeit“. 2. Verschiedenes. 3. Fragekasten. Zimmerleute als Gäste willkommen. Neue Mitglieder werden aufgenommen.

— **Fachverein der Holzleger.** Die zur Abänderung des Statuts gewählte Kommission besteht aus den Herren Dorow, Höfler, Ködel, Linke, Marzmann, Reichner und Renner.

— **Verein zur Wahrung der Interessen der Tischler.** Sonnabend, den 4. August, Abends 8 Uhr, Köpcke'str. 68, Versammlung. Tagesordnung: Wahl eines Bibliothekars. Aufnahme neuer Mitglieder und Verschiedenes. Ausgabe der Billets zum Sommerachtsball.

— **Verein zur Wahrung der Interessen der Maschinenbauarbeiter.** Versammlung am Sonnabend, 4. August, Abends 8 1/2 Uhr, Kommandantenstr. 77—79 (Gratweil's Bierhallen). Tagesordnung: 1. Vortrag des Herrn Dr. Bernstein über „Die erste Hilfe bei Unglücksfällen“. 2. Aufnahme neuer Mitglieder. 3. Vereinsangelegenheiten, Werkstatangelegenheiten und Verschiedenes.

— **Fachverein für Schlosser und Berufsgeossen.** Sonnabend, den 4. d. M., Abends 8 1/2 Uhr, Versammlung im Lokale des Herrn Gothmann, Brunnstr. 34. Tagesordnung: 1. Wie erlangen wir einen Maximalarbeitsstag? Referent Herr Schnitzel. 2. Diskussion. 3. Aufnahme neuer Mitglieder. 4. Arbeitsnachweis-Angelegenheit. 5. Verschiedenes.

— **Allgemeine Kranken- und Sterbekasse der Metallarbeiter (E. S. W. Hamburg).** Filiale Nordbr. Sonnabend, den 4. August, Monatsversammlung. Quittungsbuch legitimirt.

— **Fachverein der Buchbinder und verwandten Berufsgeossen.** Sonnabend, den 4. August cr., Abends 7 1/2 Uhr, im Louisenstädtischen Klubhaus, Annenstr. 16. Geselliger Abend. Damen und Herren als Gäste willkommen.

— **Allgemeine Kranken- und Sterbekasse der Metallarbeiter (E. S. W. Hamburg).** Filiale Berlin 3. Montag, den 6. August, Abends 8 Uhr, Mantelstr. 90, Mitglieder-Versammlung. Tagesordnung: 1. Nichtignierung der von Herrn Bredow in der Versammlung am 4. Juni gegen den 1. Vorsitzenden Herrn Deisinger gerichteten Angriffe. Der Delegirte der Filiale II Herr A. Meyer ist laut Versammlungsbeschluss vom 16. Juli hierzu eingeladen. 2. Bericht der Vergütungskommission und Billet-Ausgabe. 3. Verschiedenes.

— **Freireligiöse Gemeinde, Rosenthalerstr. 38.** Sonntag, den 5. d. M., Vormittags 10 Uhr, Vortrag des Herrn Dr. H. Spazier über „Der Grundgedanke der Weltgeschichte“. Damen und Herren als Gäste willkommen.

Briefkasten.

Listen zum Sammeln von Abonnenten sind jederzeit auf unserer Expedition zu erhalten und werden auch gratis überhandt.

Bücher. Die Sache ist wohl in den Tageblättern nunmehr schon erledigt. Wir würden auch sonst in dieser Nummer die Bauhandwerker zu sehr bedrängen. Gruß!

Sattler und Schuhmacher. Besten Dank. In nächster Nummer.

Fachverein. Wenn Sie bei Vereinsversammlungen für unser Blatt agitieren wollen, so sind wir dankbar dafür. Agitationsnummern und Listen sind zu diesem Zwecke stets gratis auf unserer Expedition zu haben. Wenn zur rechten Zeit geschrieben wird, überfenden wir die Nummern auch durch die Päcktsfahrt, sodas keine Lauferei entsteht.

Prutus. Ganz gut. Wie sieht es aber mit Bezahlung?

Langenbielau. Das ist wirklich schwer zu sagen. Das beste ist Toussaint-Langenscheid, kostet aber gegen 20 Mark.

Niederlangenbielau. Recht herzlichen Gruß. So ist es recht: nur den Kopf nicht hängen lassen.

Expeditur in Berlin. Wir liefern die Zeitung stets auf das Pünktlichste ab. Sie müssen sie Sonnabend früh erhalten. Die Namen der sämigen Expeditoren bitten wir uns sofort zu übermitteln.

Aufforderung zum Abonnement.

Die „Berliner Volks-Tribüne“ erscheint jeden Sonnabend früh in Berlin und sucht in gründlichster Weise alle auftauchenden politischen und wirtschaftlichen Fragen vom

sozialistischen Standpunkte aus zu beleuchten.

Gerade heute, wo das Vereinsleben der Arbeiter gänzlich darniederliegt, erscheint und ein Wochenblatt, wie das unsrige als ein **unentbehrliches Aufklärungsmittel** des Volkes.

Wir bitten alle Freunde unseres Blattes, recht eifrig für die **weitere Verbreitung** der

„**Berliner Volks-Tribüne**“ einzutreten.

Bei Bestellungen in Berlin wende man sich stets direkt an die Expeditoren. Dieselben liefern die „Berliner Volks-Tribüne“ für 50 Pfennige monatlich jeden Sonnabend Morgen frei in's Haus.

Der Verlag der „Berliner Volks-Tribüne.“
Berlin S. O., Craniestr. 23.